

Die Neue Welt.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 24.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(23. Fortsetzung.)

Und auch in ihrer Schule war Friederike Hasler mehr und mehr in eine peinliche Lage gekommen.

Erst hatte sich die Institutsvorsteherin ihr gegenüber kühl, fast wie ganz fremd benommen; allgemach jedoch war diese der alten Dame ziemlich schwer fallende Haltung gewichen, sie war langsam wieder wärmer in ihren Worten und entgegenkommender in ihren Friederike angehenden Worten geworden, dabei war aber in ihren Friederike angehenden Worten geworden, dabei war aber oft eine mehr oder minder deutliche Andeutung mituntergeflochten, auf weld' schlimmem Wege Friederike sei, weld' schrecklichem Schicksale sie entgegengehe und dgl. Allerjüngstens hatte die gute alte Dame sogar gelegentlich einmal gesagt, der Himmel werde hoffentlich noch zu rechter Zeit ein Einsehen haben und ihr, Friederike, die bezüglich der Frage, wie sie ihre Zukunft gestalten sollte, mit Blindheit geschlagen sei, die Augen öffnen, ehe es zu spät sei, und als Frieda mehr verletzt als erschreckt, um nähere Auskunft bat, hinzugefügt, sie möge nur erst einmal selbst die Augen öffnen und zusehen, ob der Mann ihrer Wahl, auch abgesehen von seiner Religionslosigkeit, ihrer würdig sei, ob er sie liebe, wie sie es verdiene, ob er sie auch allein liebe und, wie es sich gezieme, auch um andere Mädchen oder Frauen sich nicht kümmern, — wenn sie danach forsche, wer weiß, was sie da entdecken werde, schloß Frau Krause ihre geheimnisvolle, und für Frieda schließlich doch zu einem Quell schwerer Beängstigung werdende Rede. Mehr brachte sie aus der alten Dame nicht heraus; dieselbe versicherte nur, sie bete täglich zu Gott, daß er Frieda erleuchte, sie selbst fühle sich nicht stark genug, ihr ein Schwert in das junge Herz zu stoßen, vielleicht sei das, was sie zu wissen meine, auch ein Irrtum, obgleich das kaum möglich erscheine.

Mehr als einmal hatte sich Friederike vorgenommen, ihrem Franz von diesen für ihn so beleidigenden Andeutungen Mitteilung zu machen, aber einesteils hatte sie sich geheut ihn zu verletzen, andernteils war er das einermal, als sie es sich bestimmt vorgenommen hatte, weil sie diese Beängstigung ihres liebenden Gemüths nicht länger ertragen zu können meinte, nicht gekommen, obgleich sie ihn erwartete hatte.

Und auch das Benehmen ihres Franz selbst schmerzte und betrübte Frieda mehr und mehr. Seine Geschäfte hatten ihn, wie sie anfänglich gern angenommen, so in Anspruch genommen, daß er sie nicht so häufig besuchen, mit ihr nicht so lange beisammen bleiben konnte, als sie wünschte und erhoffte; ja es war ihr auch aus diesem Grunde recht erklärlich vorgekommen, daß er, wenn sie beieinander waren, nicht immer jene Aufmerksamkeit und Zärt-

lichkeit zeigte, wie sie ein liebendes Mädchenherz erhofft und so sehr beglückt. Aber daß er einmal ganz verhindert sein könnte, sie auch nur auf eine Viertelstunde aufzusuchen, wenn er in der Stadt war, daß er wieder abreiste, ohne sie auch nur für einen flüchtigen Augenblick in seine Arme geschlossen zu haben, daß dann auch zuweilen seine Brise so kurz, so geschäftlich, so erkältend nüchtern waren, das hatte ihr öfter schon bitteren Schmerz verursacht und mit der Zeit den Zweifel in ihr wachgerufen, ob er sie wirklich nur halb so heiß, so innig, so unaussprechlich liebe, wie sie ihn. Und dazu waren nun noch die tausenderlei Bedenken gekommen, wie sie im Herzen jedes anspruchlosen, des eignen Wertes nicht bewußten Mädchens aufkeimen — die schmerzlichen-schämigen Fragen, ob sie seiner auch an Leib und Geist wert sei, sie, das schwache, nur mangelhaft unterrichtete, vermögensarme Mädchen des ihr so über alle andern stark und klug, kenntnis- und geistreich erscheinenden Mannes, der zu alledem noch mit den Gütern irdischen Glückes nach ihren bescheidenen Begriffen verschwenderisch ausgestattet war.

Dies alles hatte Frieda die letzten Wochen hindurch bedrückt und gequält — da war sein letzter Brief eingetroffen, aus der ihr wieder seine Liebe in all' ihrer Fülle und Tiefe entgegenwehte — mit einem Schlage waren all' ihre Sorgen und Zweifel gelöst, sie war sicher gewesen, aus seinem Anblick, seinen Versen, seiner Umarmung sich wieder Trost und Stärkung zu schöpfen, Vertrauen auf ihn und Zuversicht, daß ihrer an seiner Seite eine schöne, glückliche, beseligende Zukunft harre.

Aber — sie hatte gemeint, spätestens um sechs Uhr werde er zu jener Thür hereintreten, nach der sie seit gestern Nachmittags viel mehr als hundertmal aufgeschaut, wenn sich da draußen ein Geräusch, auf Treppe oder Flur ein Schritt oder eine Stimme vernemen ließ. Aber die Uhr hatte auf sieben, auf acht, auf neun gewiesen — endlich war die zehnte Stunde dahingegangen, aber der, den sie heute so sehnsüchtig erwartet, wie noch niemals zuvor, er war ausgeblieben — ausgeblieben ohne ihr auch nur eine Nachricht zugehen zu lassen, weshalb er nicht kommen könne.

Sie hatte nicht zu Abend gegessen vor Erwartung und Aufregung, aber sie achtete des Hungers nicht, sie füllte ihn kaum, sie hangte und bangte nur und peinigte sich mit der Frage, ob ihm wol ein Unglück zugestoßen sei oder ob, fast wollte ihr das noch schlimmer scheinen, so sehr sie sich auch darob selber böser Selbstsucht anklagte, ob er sie wirklich nicht liebe, ob er wieder einem

Geschäft zuliebe, sie vernachlässige und dem harten Schmerze der Ungewißheit und des Zweifels überantwortete.

Kaum war sie aufgestanden von dem tränenreichen Lager dieser Nacht, da hatte es an der Tür gepocht und — fatal wie immer, wenn nicht grade heute ungelegener und unangeneher noch, als irgend sonst — kam die Nachbarin zu Besuch.

Friederike wollte der geschwägigen Frau bemerklich machen, daß sie gar keine Zeit habe, da sie sich noch vorbereiten müsse auf eine Lektion, welche sie heut Vormittag zu erteilen habe, da ward sie schon von dem Redestrom der Frau Zampel so überflutet, daß sie garnicht zu Worte kam.

„Nein, sehen Sie heute angegriffen aus, mein liebste Fräulein Friederikchen — das ist ja wirklich ganz erschrecklich. Ja, das komt davon, wenn man immerfort, Tag und Nacht über den Büchern sitzt oder über den feinen Handarbeiten und sich gar keine Erholung gönt. Na, so etwas sollte mir fehlen. Ich bin doch gegen Sie, mein gutes Fräulein Friederikchen, eine ältere Frau, wenn ich auch sonst noch in meinen besten Jahren bin und einer Jungen was nachgebe — das weiß der liebe Gott, sag' ich Ihnen, Fräulein Friederikchen, aber ich muß mich amüsiren, wenn ich sülen will, daß ich lebe und 'n Mensch bin, und wie hab' ich mich gestern wieder amüsirt im Cirkus, na, ich sage Ihnen blos, herzallerliebste Fräulein Friederikchen, da hätten Sie dabei sein sollen, wie die Mamsell Elena — Miß läßt sie sich schimpfen, na, mir sollte jemand kommen und mich Miß nennen, dem wollt' ich heimgeigen — also wie die Elena mit dem Pferde die große Treppe hinauf und hinunterritt. Na, und wie da die Herren weg waren — ich sag' Ihnen wie verrückt waren sie in die Elena, die nämlich schlechtweg Lene heißt, Lene Müller aus Pasewalk und 'ne Barbierstochter ist, aber 'n forches Mädel, das muß war sein — ich kenne nämlich die ganze Kunstreitergesellschaft bis auf's Tüpfelchen über i — mir macht keiner was weißt mit den verdrehten ausländischen Namen und Titulaturen — wie sie ihr Blumen geschmissen haben, Bouquets, wie die Wagenräder so groß, und dann gar das furchtbar, warhaftig furchtbar schöne goldne Armband mit den Diamanten und Smaragden und Brillanten und Gott weiß was sonst noch drin — na das brauch' ich Ihnen nicht erst zu schildern, das kann Ihr Herr Bräutigam, der vorneme, das muß man wirklich sagen, sehr vorneme Herr Stein besser als ich — der wird auch genau wissen, was das Armband gekostet hat, sehen Sie, liebste Fräulein Friederikchen, das möcht' ich für mein Leben gern wissen, denn darüber haben wir uns gestern noch die halbe Nacht gezankt, denn ein par von den Cirkusdamen — Damen sollte man eigentlich garnicht sagen bei denen, wissen Sie, liebste Fräulein — die natürlich ganz kolossal neidisch waren auf die Mamsell Elena, 'n par sag' ich, meinten, 's lönt wol 'n par hundert Mark kosten, wenn 's echt wär, aber mein Bruder, der 'n Kenner ist und selber schon die allerfeinsten Sachen gekauft hat, der behauptet, das koste wenigstens 'n par tausend Mark, und nun bin ich, wie Sie sich ja denken können, allerliebste Fräulein, neugierig, wer recht hat — —“

Die Frau hatte so rasch gesprochen, daß sie schließlich vollständig außer Atem gekommen war und — sie mochte sich anstrengen, wie sie wollte, nicht mehr weiter konte. Sie schnappte wie ein Fisch, der seinen Kopf aus dem Wasser hervorstreckt, um sich den auch ihm nötigen Vorrat von Sauerstoff aus der Atmosphäre zu holen, nach Luft und ließ sich schwer und plump auf einen Stul niederfallen.

Frieda hatte anfangs mehrfach Zeichen ihrer Ungebuld gegeben, aber als Frau Zampel ihren Franz erwante und ihn mit den Vorkommnissen im Kunstreitercirkus in Verbindung brachte, da wurde sie nicht nur aufmerksamer, sondern es legte sich ihr auch eine schwere Last auf das onehin bedrückte Gemüt — Franz, ihr Franz Stein — sollte er one ihr Wissen, hinter ihrem Rücken mit dem Cirkus und seinen Damen irgendetwas zu schaffen haben — — nein, nein — nein, es war ja garnicht möglich — und völlig undenkbar.

Aber sie brachte es doch nicht anders übers Herz — sie mußte fragen, mußte hören, was Frau Zampel wol gemeint haben konte.

„Mein Bräutigam, Frau Zampel“, sagte sie und ihr armes Herz pochte dabei, als wolle es zerspringen, „mein Bräutigam wird wol kaum etwas vom Cirkus wissen — ich glaube nicht — nein, ich glaube bestimmt nicht, daß er ihn, solange dieser Cirkus jetzt hier ist, auch nuc einmal besucht hat — —“

„So?“ richtete sich Frau Zampel auf, ganz indignirt, daß

Frieda nur in den kleinsten Teil ihrer Mitteilungen Zweifel setzen konte, „so — meinen Sie, liebste Fräulein Friederikchen? Nun, ich hoffe, Sie werden mich nicht für eine Lügnerin halten und Sie werden auch glauben, daß ich ein par gesunde Augen im Kopfe habe — was meinen Sie, Friederikchen? Ich sage Ihnen also, Ihr Herr Bräutigam, der ja wirklich ein ganz charmanter Herr ist, in den sich nicht blos so unerfahrene junge Mädchen verlieben können, wie Sie sind, nemen Sie mir's nicht übel, aber 'ne Schande ist's ja am Ende doch nicht für 'n unverheiratetes Frauenzimmer, unerfahren zu sein — Ihr Herr Bräutigam also war gestern mit seinem guten Freunde, dem Herrn David, dem tollsten Lebemann in der ganzen Stadt, im Cirkus und stand neben ihm in der Fremdenloge, als der das wunderschöne Armband der Elena in die Hände schmiß — das hab' ich gesehn mit meinen eignen Augen, Fräulein, und ich hab' auch noch vielmehr gesehn oder eigentlich gehört, wenn sie's denn wissen wollen, ich hab' auch 'n par Ohren, auf die ich mich verlassen kann und wenn Sie's interessiert, mein liebste Fräulein Friederikchen, dann kann ich Ihnen auch ganz genau mitteilen, wo Ihr Herr Bräutigam vorher gewesen ist, ehe er in den Cirkus gekommen — in sehr, wirklich und warhaftig sehr interessanter Gesellschaft, das kann ich Ihnen versichern, Fräulein Friederikchen, und daß die Gesellschaft ihm sehr interessant war, das hat er selber gesagt und Sie können's ihm wiedererzählen, wenn Sie wollen, denn ich bin eine ehrliche Frau und, na ich wollte davon eigentlich kein Wort zu Ihnen sagen, aber die Galle läßt einem schließlich über, wenn man sieht, wie 's die Männer mit uns armen Frauenzimmern treiben, wie sie schlecht sind und alle zusammen nicht wert, daß ein rechtschaffenes Mädchen ihnen auch nur 'n lumpigen Kuß gibt, geschweige denn was andres. Na mir soll heute auch keiner mehr kommen, ich kenne sie alle, alle, sage ich Ihnen!“

„Aber sagen Sie mir um Gotteswillen, Frau Zampel, was hat das alles mit meinem Bräutigam zu tun! Wenn er auch im Cirkus war — ich kann es mir freilich nicht erklären, es ist mir fast ganz unmöglich, es zu glauben, aber wenn auch — er mag seine Gründe dazu gehabt haben — deswegen ist er doch ganz gewiß noch nicht schlecht — er ist nicht schlecht, Frau Zampel, mein Franz — —“

Sie konte nicht weiter — Tränen erstikten ihre Stimme und sie verbergte ihr Gesicht in ihren Händen.

„So — er ist nicht schlecht, nun, mir soll's gewiß nur lieb sein um ihretwillen, denn so'n junges Mädchen, das ihr ganzes Herz an einen Mann gehängt hat, tut mir immer in der Seele weh, darauf können Sie 's Abendmal nemen, so war ist es. Aber was er für honnete Gründe gehabt haben kann, allein, one sie und mit dem Herrn David in den Cirkus zu gehen und vorher ganz mütterseelenallein bei der Specht in ihrer Wohnung eine furchtbar interessante und aufregende Stunde zu verleben, wie er selber gesagt hat — 's werden wol 'n par Stunden gewesen sein, kann ich mir freilich nicht denken, oder, wenn ich ehrlich sein soll, ich bin ja 'ne Frau, also nicht mehr so erschrecklich unerfahren, das kann ich mir also eigentlich ganz gut denken — — kennen Sie die Specht, liebste Fräulein Friederikchen?“

Frieda hatte sich gewaltig gefast — es mochte kommen, was da wollte, diese Frau sollte nicht merken, wie unglücklich tief sie schmerzte, was ihr da in so unzarter Weise eröffnet wurde. „Nein — ich kenne niemanden dieses Namens“, entgegnete sie möglichst ruhig.

„Nun, da können Sie Gott danken — ich kenne sie leider schon seit Jahren, diese Elfriede Specht, und die ganze Stadt kennt sie fast so gut, als ich. Das ist so eine, wissen Sie, liebste Fräulein, so eine, na, wie soll ich sagen, die heute dem seine Liebste ist und morgen dem andern seine. Unsere Offiziere wissen davon was zu erzählen, das können Sie mir glauben, na und Ihr Herr Bräutigam ja auch, fragen Sie ihn, liebste Friederikchen — leugnen wird er wol nicht und wissen Sie, wenn er leugnen sollte — da sagen Sie nur, die Repräsentationsdame vom Restaurant Zampel im Cirkus hätte's gesagt und rufen können Sie mich, wenn Sie wollen, da will ich's ihm sagen, dem saubern Herrn, daß er gestern den ganzen geschlagenen Nachmittag bei der, na ich will's nur nicht so grade herausagen, was das für eine ist, ihretwegen nicht, Fräulein Friederikchen, bei der Elfriede Specht gewesen ist, statt bei seinem armen unglücklichen Dinge von Brant, na, ich wüßte was ich mit so einem Bräutigam anfangen — —“

Wieder pochte es an die Thür und ehe noch jemand „herein“ rief, öffnete sich die Thür und der Briefträger reichte ein Schreiben herein:

„Für Fräulein Häppler“, sagte er.

Friederike war blaß und zitterte, als sie den Brief dem Postboten abnahm. Aber sie hatte noch Kraft genug, sich an Frau Zampel zu wenden und ihr fast beleidigend kühl für ihre Mitteilungen zu danken. Frau Zampel möge nicht übelnehmen, daß Frieda jetzt an ihre Arbeit müsse, sie habe noch zu studiren, ehe sie zur Schule gehe.

Frau Zampel sah sie höchlichst verdutzt an. Die Klätcherin hatte sicher geglaubt, mit ihrem Geschwätz das junge Mädchen bis ins tiefste Herz hinein zu rühren und aufzuregen, und nun konnte sie so kalt reden, als wenn sie das alles garnichts anginge, und konnte an ihr Studiren denken. Frau Zampel wußte absolut nicht, was sie davon halten sollte, sie füllte nur, daß ihr Frieda garnicht, wie sie's für recht und billig hielt, dankbar dafür sei, daß sie ihr über ihren laubern Herrn Bräutigam reinen Wein eingeschenkt hatte.

Das erzürnte sie und sie ging von dannen mit den höhnischen Worten:

„Na, so studiren Sie nur — ich werde das Fräulein nicht weiter stören. Und wenn ich gewußt hätte, daß Sie sich so wenig aus dem machen, was Ihr Bräutigam treibt, so hätt' ich meinen Mund hübsch gehalten. Sie müssen freilich wissen, was Sie zu tun und zu lassen haben; jeder ist eben seines Glückes Schmied, na ich wünsche 'n guten Morgen.“

Sie warf die Thür ziemlich heftig hinter sich ins Schloß. Aber Frieda achtete nicht darauf, Frau Zampel hätte tun und sagen können, was sie gewollt, sie hätte weiter keinen Eindruck bei ihr erzielt. Sie studirte auch nicht und vermochte die erzwungene Ruhe nicht einen Moment mehr zu bewahren. Schluchzend sank sie auf ihr Sopha und barg ihr Gesicht in den Kissen, — doch nicht lange — sie mußte ja den Brief lesen, den er — er ihr geschrieben, den Entschuldigungsbrief, warum er nicht gekommen war. Mit bebenden Händen riß sie das Couvert auf — der Brief war kurz:

„Geliebtes Kind.

Eine Reihe seltsamer Zufälle hielt mich heute wieder von Dir fern — sei mir ja nicht böse darum und halte Dich versichert, daß ich ebenso darunter leide, als Du, wenn mich fatale Umstände zwingen, anderswo als bei Dir zu sein. Wenn wir verheiratet sein werden, will ich Dir gewissenhaft Rechenschaft geben von alledem, was mir heut begegnet — bis dahin bitte ich Dich, es mir zu erlassen. Sei tausendmal gegrüßt und geküßt. So bald meine Geschäfte es mir irgend erlauben, bin ich bei Dir.

Dein und für immer dein
Franz.“

Frieda hatte den Brief so langsam gelesen, als suchte sie hinter jedem Worte und zwischen allen Buchstaben nach verborgenen Zeichen, welche ihr mehr Kunde bringen könnten, als jene selbst, von dem, was sie so gern gewußt hätte, aber die Buchstaben und Worte blieben verschwiegen und sagten ihr im Grunde nichts, garnichts, als daß ihr der so heiß Geliebte nicht sagen wolle, weshalb er sie so sehr, so schmerzlich vernachlässigte.

Doch, was wollte sie noch mehr — sie wußte es ja, Frau Zampel hatte es ihr ja gesagt, mit einer Sicherheit gesagt, die kaum an einen Irrtum glauben, kaum einen Zweifel aufkommen

ließ — — ihr Franz hatte sie allein — in Tränen und Schmerz seiner harren lassen, um sich mit einem leichtlebigen Freunde im Kunsttreitercircus zu amüsiren. Und vorher: o! es war gar zu schrecklich — vorher sollte er stundenlang bei einem Mädchen, einem Weibe gewesen sein, das des übelsten Rufes genöß, und deshalb sollte er nicht zu ihr gekommen sein, die ein heiliges Recht auf ihn hatte durch die Schwüre ewiger Liebe und Treue, welche sie ausgetauscht.

Ihr Herz wehrte sich mit aller Macht dagegen, das zu glauben, und sie wollte sich Gewißheit verschaffen, sie mußte Gewißheit haben, aber wie, durch wen? Sie hatte keinen Menschen, dem sie sich in so zarter Angelegenheit hätte anvertrauen können. Ihr Bruder Ernst schien ihr viel zu jung dazu, sie hätte sich vor ihm geschämt, ihn in dieser Sache zum Vertrauten zu machen und — sagte sie sich, — was könnte er ihr auch raten und helfen?

Es blieb ihr nicht viel Zeit zu solchen schmerzgefüllten Grübeleien. Die Uhr mahnte sie an ihre Pflicht. Sie hätte sich am liebsten niedergeworfen und in ihrem Kämmerlein weinend den ganzen Tag verbracht, aber sie durfte nicht. Sie hatte heute Vormittag zwei Stunden zu erteilen, um zehn Uhr war sie wieder frei. Sie füllte im voraus, daß ihr diese beiden Stunden zu einer Ewigkeit werden würden, sie empfand auch, daß sie all' ihre Seelenkraft werde aufwenden müssen, um fähig zu bleiben zum Unterricht, — aber sie war entschlossen, ihre Pflicht zu tun.

Und sie machte sich ziemlich rasch zum Ausgehen fertig und eilte dann, ohne sich auf der Straße umzuschauen, so schnell als sie gehen konnte, ohne allzusehr aufzufallen, nach dem Institute.

Die zwei Stunden von acht bis zehn Uhr gingen vorüber, wenn sie für Frieda Häppler auch von nicht endendem und sich nicht mildernden Schmerz begleitet waren, — sie senkte auf, als die Schullocke zehn Uhr schlug und sie ihre Schülerinnen zur großen Zwischenpause entlassen durfte. Für heute war sie von weiterem Unterrichte befreit — nun konnte sie in ihr einsames Stübchen zurückkehren und sich ihren Gedanken und ihrem Schmerz wenigstens ungestört und von niemandem gesehen, hingeben.

Eben trat sie auf den Corridor — da fand sie ihren Bruder Ernst auf sie warten. Als sie ihm ins Gesicht sah, erschrak sie, — heute trug er völlig im Gegensatz zu sonst, seinen Namen mit der Tat. Er sah so ernst, ja finster drein, daß er ihr fast um einige Jare älter erschien als früher.

„Was ist dir, Ernst, was hast du?“ rief sie ihm entgegen.

Auch Ernst hatte die Schwester prüfend betrachtet und auch er hatte sie verändert gefunden.

„Ich gebe dir die Frage zurück, mein Riechen,“ sagte er „du siehst blaß aus und erschöpft — fühlst du dich krank?“

„Ich — nein Ernst, ich bin nicht krank, mir fehlt garnichts — vielleicht bin ich gestern ein wenig zu lange auf gewesen, das ist alles. Aber nun sage du mir, was dir die Falten auf die Stirn gezeichnet hat. Du bist sonst immer lustig, lieber, guter Ernst —“

„Ich bringe dir eine schlimme Nachricht, Riechen, das macht mich ernst und traurig. Aber ich kann nicht dafür und ich wäre ein schlechter Bruder, wenn ich dir so etwas auch nur einen Augenblick verschweigen wollte. Du bist stark, Riechen, nicht war? Ich habe dich immer bewundert wegen deines Mutes, mit dem du allen Unannehmlichkeiten des Lebens ins Gesicht geschau hast, du wirst auch jetzt stark sein, wenn es auch ein harter Schlag ist, der dich trifft —“

(Fortf. folgt.)

Die Berufstätigkeit der Juden in Deutschland und Rußland.

Von E. Lübeck.

(Schluß.)

Es zeigt sich in den Judenhezen, soweit sie auf das Brantweingeschäft zurückzuführen sind, in der Tat ein bedeutames Wetterleuchten, das auf die Anhäufung unheilswangeren Gewölks an gesellschaftlichen Himmel Rußlands hindeutet und das mit vergesellschafteten Gewalt sich dereinst über die Regierung und die Adelsklasse zu stürzen droht. Die Judenhezen sind ein Menes Tekel für beide, auf schweren Sturm sich gefaßt zu machen, dem allein noch durch einen vollen Wechsel der Brantweinpolitik der Regierung einigermaßen vorgebeugt werden könnte.

Die Brantweinfrage steht in Rußland auf der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion. Die gesamte Intelligenz des Volkes

aller politischen Konfessionen nimmt daran eifrig teil und die Regierung steht der mächtigen Bewegung, die alle Dämme überflutet und nicht mehr durch den Vorwurf der liberalen Gesinnung verdächtigt und zur Ruhe verwiesen werden kann, unermächtigt gegenüber. Sie muß es sich gefallen lassen, daß man, indem man die Folgen der Brantweinpest rückhaltlos aufdeckt und in harter Weise über dem Brantweingeschäfte zu Gericht sitzt, direkt und indirekt ihr und ihrer Vorgänger Verhalten im Brantweingeschäft brandmarkt und es mit für das Unglück, die Demoralisation und Barbarei verantwortlich macht, die sich tatsächlich im Gefolge des Brantweinmonopols befunden haben.

Durch vernünftiges Entgegenkommen könnte die Regierung viel dazu beitragen, den drohenden Sturm zu beschwichtigen — aber zweihundert Millionen Rubel jährlicher Einnahmen — das wiegt leicht alle sittlichen Bedenken und selbst die Rücksicht auf die eigene Existenz auf!

Wir haben gezeigt, daß die Juden in Rußland und Polen durchaus nicht so schlimm sind als der Ruf, den ihre Gegner ihnen geschaffen haben. Und wenn sie es wären, — wenn sie wirklich nur Handelsgeschäfte betrieben, nur Brantwein verkauften und Wuchergeschäfte machten, wären sie dafür verantwortlich zu machen? Wären deshalb nicht in erster Reihe die Verhältnisse anzuklagen, unter denen sie zu leben gezwungen waren? Haben nicht die christlichen Kaufleute ihren Ausschluß von allen kaufmännischen Gewerben gefordert und in vielen Städten auch durchgesetzt? Hat die Regierung sie nicht ausdrücklich zum Brantweinverkaufe ermuntert? — Es ist eine unwürdige Heuchelei, wenn die maßgebenden Kreise und die christliche Gesellschaft in Rußland heute über die Juden klagen. Sie haben sie ja zu dem gemacht, was sie geworden sind.

Halten wir fest, daß die Juden vermöge der ihnen innewohnenden Elastizität, die sich im Unglücketausendfach erprobt und befestigt hat, trotz alledem nicht untergegangen sind, daß sie vielmehr, nachdem Kirche und Adel ihren Ausschluß aus der bürgerlichen Gesellschaft herbeigeführt haben, zu jenen Gewerben griffen, welche den privilegierten Klassen verhaßt und verachtet waren, und daß sie überall in Polen und Rußland, in den ihnen allein noch offen stehenden Gebieten, fast die einzigen Inhaber aller Handwerke und Gewerbe geworden sind.

Und wo sie in Großrußland zugelassen worden, da sind sie durchweg gleichfalls Handwerker oder treiben einen wissenschaftlichen Beruf.



Die Festung Orlanduk in Bosnien. (S. 297)

Wo den Juden nur ein wenig Freiheit gewährt wird, da erwacht in ihnen ein mächtiger Trieb, sich wissenschaftlich zu betätigen. Es schlummern im jüdischen Elemente zahlreiche wertvolle Keime, die nur der richtigen Pflege und Anleitung bedürfen, um sich in fruchtbarster Weise für das gesellschaftliche Leben zu entwickeln. Wie wir in Preußen und Deutschland die Juden in ganz hervorragender Weise am geistigen Leben des Volkes be-

theiligt sehen und unter den gefeiertsten Größen der Wissenschaft, der Literatur u. s. w. in stattlicher Zahl die Juden antreffen, so begegnen wir auf diesem Gebiete auch in Rußland und Polen

Juden im Osten erschlossen ist, doch nur ein sehr beschränkter und die Möglichkeit, sich wissenschaftlich zu betätigen, nur ein äußerst geringer.



Indem wir auf die zahlreichen wissenschaftlichen Keime im jüdischen Volkselemente verwiesen, lag es uns fern, dies auf Kosten der Christlichen zu tun. Auch in diesen finden sie sich zahlreich vor, doch nur wenigen gelingt die Entwicklung und die meisten werden von den Klüften des wirtschaftlichen Gesellschaftswagens zermalmt und vernichtet, ein Schicksal, das die Juden gleichfalls ereilt, wenn auch die ihnen eigene Solidarität, eine der Früchte der endlosen Verfolgungen, denen sie ausgesetzt gewesen sind, so manche hervorragende Kraft, so manches Talent zu retten vermag.

Vielleicht wendet man noch ein, daß die Juden in Polen und Rußland, wenn sie auch Handwerker und Gewerbetreibende seien, doch vermöge ihrer Körperschwäche und Ungeachtlichkeit schlechte Arbeiter wären. Mit Vorliebe beschäftigt jedoch die russische Regierung in den Staatswerkstätten, in Arsenalen u. s. w. Juden, die ihrer Kraft und Intelligenz wegen sogar sehr häufig vor russischen Arbeitern den Vorzug erhalten. Dies ist wol ein sprechender Beweis dafür, daß die Juden zur

Ausübung des schweren Berufs nicht untauglich geworden sind. Wir haben bisher eine Berufsbetätigung der Juden in Rußland und Polen unerörtert gelassen, — die Landwirtschaftliche. Im Jahre 1858 befand sich in Polen eine ackerbautreibende jüdische Bevölkerung von 28 391 (männlichen) Personen. Im neurossischen Gebiete gab es im Jahre 1859 nicht weniger als 35 jüdische Ackerbaukolonien im Umfange von 205 003 Desjatinen

(Oesterreich und das „jüdische Herzegowina“, Seite 303.)

bedeutenden jüdischen Kräften: wir erinnern an den berühmten Bildhauer Antopolski von Wilna und an die zahlreichen hervorragenden Gelehrten an den verschiedenen Universitäten, die freilich Dank der herrschenden Unbuddsamkeit meist zeitweilens Privatdozenten bleiben. — Freilich ist die Zahl der jüdischen Gelehrten im Verhältnis zu derjenigen in Preußen und Deutschland weit zurück; ist der Kreis der wissenschaftlichen Tätigkeit, der den

und einer Bevölkerung von 26 396 Personen. Nach den Arbeiten der ethnographisch-statistischen Expedition Bd. 7, pag. 186—188 existierten in Kiew, Bolkhynien und Podolien im Jahre 1869 nicht weniger als 56 von Juden bearbeitete Kolonien mit einer männlichen Bevölkerung von 20 665 Personen. In Kleinrußland und Weißrußland besitzen die Juden große Ansiedlungen mit Ackerwirtschaft, dazu kommt noch die Ackerbautreibende jüdische Bevölkerung in Kautasien und Transkautasien. Alles zusammengekommen — darf die jüdische (männliche) Bevölkerung, die sich der Landwirtschaft zugewendet hat, auf hunderttausend Köpfe veranschlagt werden. Es würde dies etwa den sechsten oder siebenten Teil der gesamten arbeitsfähigen (männlichen) jüdischen Bevölkerung ausmachen.

Wir dürfen für heute auf die Schicksale und die Lage dieser jüdischen Kolonien nicht näher eingehen. Eins sei nur konstatiert, daß die Ackerbautreibende jüdische Bevölkerung durchaus den bäuerlichen Charakter angenommen hat.

Viele der Angefiedelten, namentlich der zwangsweise Angefiedelten sind den schweren Anforderungen des bäuerlichen Berufs nicht gewachsen gewesen, andere haben dabei trotz bescheidenster Lebensansprüche die Möglichkeit zur Erhaltung ihrer Existenz nicht gefunden und sind in die Städte zurückgekehrt. Das ließ sich von vornherein erwarten, und stets werden große Bruchteile einer Gesellschaftsklasse verloren gehen oder sich als absolut untauglich erweisen, wenn man sie ohne Berücksichtigung der speziellen Anlagen der einzelnen gewaltsam einem Berufswechsel unterwerfen wollte.

Man hat aus unserer Darstellung ersehen, daß die Juden in Preußen in der Berufstätigkeit sich eben nur darin von ihren christlichen Mitbürgern unterscheiden, daß sie mehr als diese im Handelsstande und weniger als sie im schweren Gewerbe und namentlich in der Landwirtschaft vertreten sind. In Rußland und Polen liegen die Verhältnisse ähnlich, die Juden sind in den ihnen erschlossenen Gebieten stärker als die Christen im Handel, aber auch weit stärker im Handwerk und nur schwächer als sie in der Landwirtschaft.

Wir haben für beide Erscheinungen die natürliche Ursache angegeben. Von denjenigen Berufsarten, in denen sie heute verhältnismäßig schwach vertreten sind, waren sie geologisch, systematisch ausgeschlossen und dieser Ausschluß hat, eine gewisse Einseitigkeit vererbend, Jahrhunderte hindurch gedauert. Die Berufstätigkeit der Juden hat sich tatsächlich genau nach den Wünschen und Interessen der Christen gestaltet, denen sie in Deutschland am liebsten als Wucherer und Schacherer und in Polen und

Rußland am liebsten als Handwerker und Händler waren, von der großen, würdigen Periode abgesehen, in der in diesen Staaten auch ihre anderen Fähigkeiten vollauf zur Geltung kamen. Die den Juden gegenüber angewendete Gewalt hat hier wie dort keine guten Früchte getragen. Man versuche es jetzt auf anderem Wege und zwar auf dem der Anziehung und Emporhebung und nicht auf dem der Abstoßung und Ausschließung. Dabei wird man besser fahren als vorher, und will man ein übriges tun, dann spüre man den Krebschäden in der allgemeinen Gesellschaft nach und suche sie zu heilen. Bei ehrlichem Forschen nach der Wahrheit wird man sie finden und zugleich auch die Mittel zu einem harmonischeren Leben als das unserer Tage, welches die Judenheze geboren hat.

Bei unserer Umschau nach den eigentlichen Ausbeutern des russischen Volkes und besonders der russischen Bauern haben wir andere Schuldige als die Juden gefunden, und wenn trotz alledem noch auf die Raffiniertheit derselben, ihr großes Talent zur Ausbeutung verwiesen werden sollte, so sei an ein russisches Sprichwort erinnert, das uns leider nicht ganz genau in der Erinnerung ist, das aber besagt, daß schlau und raffiniert Griechen und Armenier, schlauer als diese aber die Juden, jedoch noch schlauer und geriebener als die Juden die Russen selbst seien. — Diese Charakteristik der Russen stammt eigentlich von Peter dem Großen her.

Wir sind natürlich weit entfernt, die allen anderen Volkselementen überlegene Schlaueit der Russen, welche sich tatsächlich in der Uebervorteilung der mit ihnen in Berührung kommenden Personen zu äußern pflegt, als etwas Angeborenes, als eine Rassen-eigentümlichkeit hinzustellen. Wie das Schachern und Wuchern der Juden keine Rassenerscheinung, sondern etwas durch gtaufame Verhältnisse anezogenes ist, das unter besseren, geübteren Verhältnissen wieder abgelegt werden kann, so verhält es sich auch mit der russischen Schlaueit. Sie ist nur ein Produkt des ungeheueren Drucks und der schrecklichen Ausbeutung, unter der das Volk bis dahin seufzte und die nach den verschiedensten Richtungen hin demoralisierend wirkte. Schlaueit, Bosheit, kriechendes, tückisches Wesen, Unehrlichkeit hat sich stets im Gefolge der Leibeigenschaft befunden, und wenn einzelnen Juden gleichfalls derartige häßliche Eigenschaften anhaften, dann wissen wir, woher sie stammen, aus der Periode der tierischen Knechtschaft, zu der sie verurteilt waren.

Bei günstigerer Gestaltung der allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnisse in Rußland wird sicher sowol die Korruption des russischen Beamtentums als auch die verrufene Schlaueit der russischen Bevölkerung samt den meisten der fatalen Eigenschaften der jüdischen Bevölkerung beseitigt werden.

Meine erste Gotthardsfart.

Reisestizze von Carl Sticker.

(Schluß.)

Das eigentliche Hospiz befindet sich in dem alten massiven und an Umfang nicht bedeutenden ehemaligen Bollhause. Dasselbe steht am Lago grande, hat im Erdgeschoß eine von soliden Säulen getragene Vorhalle, die mit ihren fünf Bogennöffnungen nach der Straße mündet, während an der entgegengesetzten Rückwand des Gebäudes, den Abhängen der 2742 Meter Meereshöhe erreichenden Fibbia zugekehrt, das Mauerwerk gleich einem massiven Festungswall verstärkt und geformt, mit schräger Fläche dem Anpralle heranstürmender Lawinen ausgesetzt ist. Die zur Zeit benutzten Räumlichkeiten des Hospizes verteilen sich auf das Innere des Erdgeschoßes, auf die erste Etage und auf den umfangreichen Dachraum.

Als Seume, der „Spaziergänger von Syrakus“, am 18. Juni 1802 diesem Gebäude einen Besuch abstattete, fand er es verwüstet und zerstört; die letzten Mauern des Zufluchtgebäudes berichteten damals von den Gräueln des Alpenkrieges.

Seume berichtet*): „Es war nach dem Gewitter sehr schlechtes Wetter, kalt und windig, und in den oberen Schluchten konnte man vor dem Nebel und noch weiter hinauf vor dem Schneegestöber durchaus nichts sehen; links und rechts blickten die beschneiten Gipfel aus der Dunkelheit des Sturmes drohend herunter. Nach zwei starken Stunden hatten wir uns auf die obere Fläche hinauf-

gearbeitet, wo das Kloster und das Wirtshaus steht und wo man im vorigen Kriege geschlagen hat. Das erste liegt jetzt noch wüst und der Schnee ist von innen hochaufgeschichtet; das Wirtshaus ist ziemlich wieder hergestellt und hat man schon wieder leidliche Bequemlichkeit. Es muß eine herkulische Arbeit gewesen sein, hier nur kleine Artilleriestücke heraufzubringen, und es war wol nur in den wärmsten*) Sommermonaten möglich. Der Schnee liegt jetzt noch (18. Juni 1802) auf dem Wege sehr hoch und ich fiel enigemale bis an die Brust durch. Den höchsten Gipfel des Berges zu ersteigen, würde mir zu nichts gereicht haben, da man in dem Nebel kaum zwanzig Schritte sehen konnte. Es ist vielleicht in den Annalen der Menschheit aus diesem Kriege ein neues Phänomen, daß man ihn hier zuerst über Wolken und Ungewitter herauf trug.“

Die Franzosen hatten im September 1799 nach mehrere Monate während militärischer Besetzung der Passhöhe und der Zufluchtgebäude das Hospiz und die Nebenbauten bis auf das massive Mauerwerk zerstört. Dem unter Suwarow's Führung hier oben vordringenden russischen Heere, wollte man dadurch alle Stützpunkte entziehen, und so geschah es, daß alles „Holzwerk“ aus den damals hier vorhandenen Gebäuden entfernt und vernichtet wurde.

*) Französische und portugiesische Werke von J. G. Seume. III. Teil. Seite 114—115. Gustav Hempel.

*) Gesah im Herbst!

Die damaligen Gebäude waren keineswegs alte, verwetterte Bauwerke; im Gegenteil, es waren ziemlich schmucke und den Anforderungen der Zeit und der Lokalität entsprechende Häuser. In der Nacht vom 10. April 1775 hatten gelegentlich eines kolossalen Lawinsturzes sämtliche hier früher vorhandenen Gebäude unglücklich das Zeitliche gesegnet. Das Wohnhaus, die Kapelle, das Zollhaus und das nahe Stallgebäude waren augenblicklich in wüste Trümmerhaufen verwandelt worden.

Als ein eigentümliches Wunder erscheint die Tatsache, daß ein Postknecht und vier Reisende, die hier übernachtet hatten, unverletzt dem kühlen Schneegrabe, das die Schreckensstätte bedeckte, entkamen. Wenige Tage später erhoben sich dann, dem dringenden Bedürfnisse entsprechend, neue umfangreichere und mit vortrefflichen Einrichtungen versehene Gebäude an Stelle der vernichteten Bauwerke, und nun war es den Menschen vorbehalten, das Werk der Zerstörung zu verüben.

Nach flüchtiger Besichtigung des Hospizes besuchten wir das gegenüber und etwas höher gelegene Berghotel du Mont Proja, dessen Besitzer zugleich für das Hospiz als Wirt und Herbergsvater zu sorgen hat.

Tausende im Norden und Süden erinnern sich dankbar vielleicht noch jetzt und später des Feliz Lombardi und seiner Gattin, die hier oben aufopfernd und mildtätig Elend und Not nach Kräften linderten, und one Aussicht auf ehrende öffentliche Anerkennung und Belohnung.

Das Hotel du Mont Proja, bis in die neueste Zeit mit Post- und Telegraphenbureau versehen, hatte eine nicht geringe Bedeutung als Verkehrsstation. Die centrale Lage an einem zwischen der Schweiz, Deutschland und Italien vielbenutzten Verkehrswege, brachte es mit sich, daß, wenn es die Witterung nur einigermaßen erlaubte, täglich die zwischen Nord und Süd hier verkehrenden Posttrains vor dem Gebäude vorfahren und während der hier oben stattfindenden Reisepause die Pferde wechselten.

Daß die Post hier sehr häufig einige Tage verweilen mußte, war ein Uebelstand, der den Eigentümlichkeiten der landschaftlichen Umgebung entsprang. Dann wagte zuweilen ein kühner und verwegener Postbote die gefahrvolle Zufahrt, um das Brieffelleisen weiter zu befördern. Mancher Brave fand dabei seinen Untergang, indem er von Schneestürzen im Abgrund zum letzten Schlummer eingebettet wurde.

Im Monat Januar 1863, nach ungeheuren Schneefällen, in der Zeit vom 6. bis 14. des erwählten Monats, mußten hier ca. 100 Personen im Hotel und im Hospiz verpflegt werden, weil nord- und südwärts alle Wege und Pfade gänzlich gesperrt waren!

Trotz alledem und alledem war schon vor einem Jahrhundert, als man annähernd sieben Tage gebrauchte, um mit Lasten vom Lago Maggiore zum Vierwaldstättersee zu gelangen und für eine Kutschenfahrt hier die horrenden Summe von 547 Franken entrichtet werden mußte, der Weg über den St. Gotthard recht belebt.

Laut den amtlichen Zollberichten passirten damals alljährlich ca. 16,000 Menschen und 9000 Lasttiere die Uebergangshöhe des Berges. Das erste hier oben erscheinende und spez. der Personenbeförderung dienende Furwerk, war die Kutsche des englischen Mineralogen Greville, die am 25. Juli 1775 über den Hochpaß fuhr.

Die Neuzeit ermäßigte nach erfolgtem Ausbau der Poststraße und nach Eröffnung der Postkurse die Beförderungspreise erheblich; die eidgenössische Postverwaltung begnügte sich mit der verhältnismäßig geringen Tage von 25 Franken pro Passagier.

Endlich setzte sich unsere Wagenreihe wieder in Bewegung, um nun fortwährend bergabwärts fahend, wieder direkt den Kurs nach Süden zu nehmen. Bald lag das Hochplateau mit seinen Zufluchtsgebäuden hinter uns, und nun ging es in das schluchtartige Val Tremola (Tal des Bitterns) hinein. Von den abartigen Berghalden rauschten gewaltige Wassermassen nieder, die in Gestalt gigantischer Cascaden zur Tiefe eilend die Abflüsse der hochgelegenen Gotthardseen und gleichzeitig die ersten ergiebigen Zuflüsse des Tessins bilden.

Das Val Tremola bildet mit seinen steten Lawinen im Herbst und Frühjahr eine noch verrufenere und gefährlichere Strecke als die Höllenschlucht der Schöllinen.

Den besten Beweis, wie außerordentlich steil sich das Val Tremola in die Tiefe senkt, liefert die Tatsache, daß der Teil des Tessins, der sich hier zu dem aus dem Bedrettotale stammenden Flußarme hinabsenkt, auf die Distanz von einer Wegstunde nicht weniger als 2800 Fuß fällt.

Dementisprechend windet sich auch die Poststraße über den Abgründen und an den jähen Abhängen entlang in ununterbrochenem Zickzack zur Tiefe hinab. Auch in diesen Schluchten wurde seiner Zeit hartnäckig gekämpft; eine in den Felsen eingemeißelte, jetzt ziemlich verwitterte Inschrift: „Suwarow Victor“, erinnert den Passirenden an den hier am 25. Sept. 1799 erfochtenen Sieg der Russen über die Franzosen.

Es war ein italienisches Herbstwetter in des Wortes schlimmster Bedeutung, welches sich hier an jenem Nachmittage zur Geltung brachte. Regenmengen strömten unaufhörlich nieder, und hin und wieder war es auch ein intensiv feuchtkalter Luftzug, der in das Innere der Wagen dringend, den Passagieren eine Gänsehaut über die andere verursachte.

Zwei Zufluchtshäuser mit italienischen Benennungen: San Antonio und San Giuseppe erinnerten uns hinlänglich daran, wo wir uns befanden. Nach dem Passiren des letzteren verließen wir die engere, obere Thalschlucht, und nun konnte man vom Wagenfenster aus das nächste Reiseziel, tief unten im Tale, das Dorf Airolo, erblicken.

In zahlreichen Windungen mit scharf hervortretenden Ecken senkt sich die Poststraße an der steilen Bergwand hinab. Interessant war diese Fahrt insofern besonders, als die Postpferde wegen der Länge des Gespanns und der Rutsche bei den Biegungen und hervorspringenden Ecken der Straße gewöhnlich bis zum Rande des Abgrundes vorschritten und dann selbstverständlich auch die Postkutsche bis zu dieser in der Regel eine recht weite Aussicht über die Tiefe gewährenden Position hinausrollen mußte.

Anfangs glaubt jeder, der in dieser Richtung zum erstenmale auf dieser Strecke und in dieser Weise befördert wird, daß unfehlbar das ganze Gespann mit der Postkutsche direkt in den Abgrund hinausstürzen muß, bald gewöhnt man sich aber bei der oftmaligen Wiederkehr dieser Täuschung an den interessanten Niederblick und gewinnt eine erhöhte Achtung für die Wagenlenker und ihre Geschicklichkeit, die hier das scheinbar Unausbleibliche verhindert.

Der Nachmittag des 18. Oktober (78.) war schon weit vorgerückt, als wir bei dem Postgebäude des Dorfes Airolo (3629 Fuß Meereshöhe, 2880 Fuß unterhalb der Uebergangshöhe des St. Gotthard), anlangten.

Wie in Göschenen, so belebten auch hier zahlreiche Tunnelarbeiter die Dorfassen, und wie dort, so konnte man auch hier großartige Werkgebäude warnemen, in denen die Hülfsmittel und Werkzeuge für die unterirdische Arbeit hergestellt, reparirt und ergänzt wurden.

Diverse „Fratelli ticinesi“ mit zierlich geknoteten, grellfarbigen Halsbinden, mit schrägaufgesetzten breitkrämpigen Spizhüten und zumeist mit recht vernachlässigter Fußbekleidung, lungerten hier bei der Station herum, musterten die Passagiere des Posttrains und bildeten in Summa den grellsten Gegensatz wider die wortfargen, fleißigen und ernstern Bewohner Uri's, denen wir am Vormittage begegnet waren.

Das Wetter gestaltete sich im Tale nach kurzer Regenspause wieder etwas schlechter, bald goß es sozusagen in Strömen, unter denen sich unser Posttrain wieder in Bewegung setzte.

Stalvedro, die wildromantische und höchst malerische Felsenenge, durch deren Felsgalerien wir in der Abenddämmerung fuhren, gewährte uns einen Blick in den in der Tiefe schäumenden Tessin.

Oben auf dem verödeten Felsplateau erheben sich die Ueberreste des angeblich vom Longobardentönig Desiderius anno 774 erbauten Turmes, an die sich auch die Erinnerung knüpft, daß 1799 im Monat September ca. 600 Franzosen hier die örtlichen Vorteile derartig benutzten, daß 4000 Russen eine unliebsame zwölfwöchentliche Verzögerung ihres Vormarsches erlebten.

Durch Hochtäler und Felsenengen rollten unsere Furwerke auf der Poststraße, den Fluten des Tessins das Geleit gebend, dahin. In den Riesentastaden die sich seitwärts von den hier und da sehr nahen Felswänden hinabsenkten, spiegelten sich ebenso wie an den feuchten Partien der glatten Felsflächen, die Lichter unserer Wagenlaternen in zahlreichen, mehr oder weniger bewegten Reflexen, während die feuchte Spende, die etwas allzureichlich von oben auf unsere Wagen niedertraufelte, im lärmenden Geräusche sich an stilleren Partien der Straße bemerkbar machte.

Unser Posttrain eilte an diesem Abend abwechselnd an öden Geröllhalden, an bebauten Berggeländen, an den imposanten Trümmerstätten gewaltiger Berg- und Felsstürze vorbei und durch Dörfer und kleinere Ansiedlungen hindurch. Hier und da

wurde vor einer ländlichen Poststation kurzer Halt gemacht und nach Austausch der Sendungen die Reise fortgesetzt.

Endlich war das Dorf Biasca mit seiner Eisenbahnstation erreicht und somit hatte die Postfahrt vorläufig ein Ende, dieweil von hier gen Süden bis zum Lago Maggiore die Eisenbahn schon seit Jahren im Betriebe war.

Die Restauration des Stationsgebäudes öffnete den fröstelnden und müdegerüttelten Ankömmlingen ihre gastlichen Räume und offerierte ihre dekorativ aufgestellten und mannigfach angepriesenen Erfrischungen. Ein späher Blick entdeckte ein farbenreiches Plakat, das pralerisch verkündete, hier sei „Birra di Vienna“ nach der „metodo di Pilsen“ gebraut, zu haben!

Vertrauensvoll erwarb ich eine Flasche dieser ersehnten Labung und ahnte nicht, daß ich hier unvermutet den ersten und deutlichsten Begriff von dem bekommen sollte, was man im Süden der Alpen „birra“ nennt. Heiliger Gambrinus! Trotz des rasenden Durstes versagte meine Gurgel den Dienst, denn eine solche Beleidigung des Gaumens und des guten Geschmacks war mir bis dato noch nicht begegnet. In tiefster Resignation ließ ich Bier und Flasche stehen und hatte noch den zweifelhaften Genuß, zuzuschauen, wie ein dienstbares Individuum, anscheinend mit ziemlichem Wohlbehagen, dieses Schauergetränk hinunterschlürfte.

Es war nicht die letzte bittere Täuschung, die ich in dieser und ähnlicher Beziehung noch vor Beendigung meiner Weiterreise erleben sollte.

Kurze Zeit später befand ich mich im Eisenbahnwaggon, um Bellinzona noch an diesem Abende zu erreichen. Da ich mich mit der wolklingen italienischen Sprache noch auf gespanntem Fuße befand, hier im Waggon die Unterhaltung aber nur in dieser Sprache geführt wurde, war ich wieder mit meinen Gedanken allein, inmitten einer schwazenden, lärmenden und lachenden Gesellschaft, die in Tabakrauch gehüllt, bei der mizureichenden Beleuchtung des geräumigen Waggons durchaus nicht besonders anmutig ersahen.

Mit souveräner Verachtung musterte mich ein „Bollblutitaliano“ vom Scheitel bis zur Zehe, denn sein spürender Blick hatte den „Tedesco“ und somit seiner Meinung nach den Halbbarbaren in mir entdeckt. Ein nettes Vermächtnis der „glänzenden Römerzeit“, dachte ich in meinem Ideengange, als ich plötzlich durch eine unterwürfig schmeichelnde Anrede aus meinen Betrachtungen aufgestört wurde.

Mit einem verwegenen kosmopolitischen Gemisch von deutschen, französischen und italienischen Satzteilen und Wortverbindungen, stellte sich mir ein Furverksbesitzer vor, der vom Postkondukteur in Biasca vernommen haben wollte, mit anderen sei ein Deutscher im Zuge, der wahrscheinlich anderen Tages nach Lugano weiterreisen werde.

Mit beweglichen Worten schilderte mir dieser Mann, daß er von Lugano nach Bellinzona Tags zuvor einige Signori per „carozza“ geführt habe, daß er nun am folgenden Morgen nach Lugano mit seiner „Karosse“ zurückkehren wolle und daß er es als besonderes Glück betrachten würde, mich zu demselben Preise, den der dort verkehrende Posttrain erforderte, befördern zu können.

Die ausichtsreiche Tour über den Monte Genere (im Patois: Muntschendring), die in Aussicht stehende Bequemlichkeit etc. etc., wurde natürlich grell und übertrieben herausgestrichen, und ich willigte ein; denn daß man auch als Postpassagier bei bester Gelegenheit Widerwärtiges genug erleben könne, hatte ich am Vormittage dieses Tages bei der Postfahrt durch's untere Neufal hinlänglich erfahren.

Die Eisenbahnstation Bellinzona und das gleichnamige Städtchen mit seinen romantischen, dem Mittelalter entstammenden Kastellen war erreicht. Da ich die bei der Weiterreise zu durchsarende Gegend bei Tageslicht kennen lernen wollte, übernachtete ich in einem Hotel, das ein stattliches deutsches Jagdtier zu seinem Werkzeichen erwählt hatte.

In einem geräumigen, mit Ziegelsteinen gepflasterten Zimmer, und in einem Bette, dessen dürftige Steppdecke mehr als nötig und ersprießlich die Körperwärme entrinnen ließ, verbrachte ich die Nacht, um mit steifgefrorenen Gliedmaßen am anderen Morgen mich vom Lager zu erheben. Ein Versuch, Fenster und Jalousien zu öffnen, scheiterte vollständig, indem die eingeroosteten Sperrriegel hartnäckigen Widerstand leisteten und eine event. kostspielige „vorzälliche Beschädigung“ dieses Inventars keineswegs in meiner Absicht lag.

Die Padrona des Hauses hatte meine Rechnung schon ausgefüllt, als ich mit meinem Handgepäck belastet mich verabschiede-

den wollte. Die Preise waren nicht gerade allzu niedrig bemessen und zum Ueberfluß hatte die Dame in der Totalsumme einen Franken mehr aufgeführt, als die einzelnen Posten ergaben. Auf meine deutsch-französischen Hinweise erfolgte als Gegenantwort das Verlangen nach der Rechnung, indem die Dame das Versehen verbessern wollte. Dergleichen Kunstgriffe jedoch hinreichend kennend, behielt ich das interessante Dokument, berichtete „one Versehen“ mein Conto und fiel gleich darauf dem schon mit heißer Sehnsucht mich erwartenden „Karossenbesitzer“ in die Hände.

Von jeher mehr Gefallen an selbstbewusster Derbheit, ja selbst Grobheit findend, als an kriechender Freundlichkeit und Schmeichelei, befriedigte mich die Unterwürfigkeit des Furmannes keineswegs, ich witterte jetzt schon wieder Unangenehmes und sollte mich leider nicht getäuscht sehen.

Es warte nicht lange, so befand ich mich vor der „Karosse“, deren Anblick meine Reiselust um ein merkliches dämpfte. Drei leidliche Säule befanden sich vor diesem der Personenbeförderung geweihten Behikel, während eine Anzahl Personen das Gefährt umstanden und sich an meinem Anblick weideten. Eine alte, dürftig gekleidete Frau, die unablässig schnupfte und mit diversem kleineren Hausgeräthe belastet war, stieg zunächst mit mir in den Wagen hinein, dann folgten einige Erdarbeiter, denen besondere Sauberkeit in der äußeren Erscheinung nicht gerade nachgerühmt werden konnte, und den Beschluß bildeten einige Viehhändler, die mit gen „Lavis“ (deutscher Name für Lugano) faren wollten.

Trotz der geöffneten Wagenfenster verschlechterte sich schon nach kurzer Fahrt die Luft im Inneren unserer Equipage derartig, daß die Geruchsnerven in unangenehmer Weise berührt wurden; unvorsichtig genug zog ich Cigarren hervor und glaubte nach dem Anzünden der einen, den schlimmsten „Dust“ überstanden zu haben. Mit nichten, ich hatte den spekulativen Sinn meiner neuen Gefährten außer acht gelassen.

Der mir gegenüber seinen Platz genommen, stopfte seinen Pfeifenstummel und sandte mir die erste Probe des entsetzlichen Qualmes ins Gesicht, daß mir der Atem schier verging und ich bereitwilligst meine Cigarren offerierte, um dieser Sorte von „Luftverbesserung“ zu entrinnen.

Mittlerweile war unsere „Karosse“ am Ende der ebenen Landstraße angelangt, es ging nun im Schritt auf den Straßenwindungen am „Muntschendring“ empor, und ich stieg aus, um neben der Kutsche daherschreitend die herrliche Aussicht über das weite Tal in der Tiefe zu genießen.

Der obere Teil des Lago Maggiore mit seinen romantischen Gebirgsuferu lag südwärts ausgedehnet, nordwärts zeigte sich Bellinzona in der Niederung zwischen den gewaltigen Bergmassen. Die zinnengekrönten Mauern, die mittelalterlichen Burgen und Wachtürme des Städtchens bildeten einen malerischen Gegensatz zu den modernen Warzeichen der hier seit Jahren im Betriebe befindlichen Eisenbahnstrecke.

Sie und da zeigte sich eine isolirt gelegene Bergkapelle an Geländen oder auf den trozigen Felsenkuppen, und schrilles, dünn-tönendes Glockengebimmel tönte als lärmendes Andachtsignal von den Glockentürmen zuweilen in das stille Tal hinaus.

Die Straße am Monte Genere windet sich zwischen interessanten Felsenstufen und Bergterrassen hinauf, deren rötlichgraues Kolorit sich angenehm von dem tiefgefärbten Grün der südlich üppigen Vegetation abhob. Die dichten Waldungen der umgebenden Gebirgspartien erhöhten die hohe Romantik dieser Strecke und erinnerten mit ihren dichteren Parzellen an jene Zeiten, wo diese Straße noch von verwegenen Banditen unsicher gemacht wurde.

Als das strenge Regiment eidgenössischer Landvögte diese Gegend Jahrhunderte hindurch als ergibiges „Untertanenland“ betrachtete und behandelte, war man von Zeit zu Zeit genötigt, die abgesehenen Hände und Köpfe gerichteter Wegelagerer an dieser Straße entlang als Abschreckungsdekoration anzubringen. Das barbarische Mittel bewirkte in dieser Beziehung nicht das Geringste, der „Brigantaggio“ steigerte sich von Jar zu Jar in bedenklicher Weise.

Die Neuzeit mit ihren gewaltigen Umwälzungs- und Erschütterungsperioden befreite dann im Beginne des neunzehnten Jahrhunderts diese Gegend von der Tyrannei auswärtiger Gewalthaber, die Gelegenheit zur Bildung eines eigenen Staatswesens im Bunde der Eidgenossenschaft wurde weise benutzt, und das Räuberumwesen verschwand gänzlich, so daß die abgelegenen und romantischsten Partien dieser Straße in der Gegenwart one Jagen von vereinzelt Wanderern begangen werden können.

Ehe noch die Uebergangshöhe des Monte Cenere von unserm Gefährt erreicht wurde, begann es zu regnen, und als wir uns endlich oben befanden schüttete Jupiter pluvius wieder in verschwenderischer Weise seine feuchte Spende herab.

Unser Karossenbesitzer war in der besten Laune wegen dieses Umwetters. Wo sein spähernder Blick die Zahlungsfähigkeit irgend eines in gleicher Richtung per pedes apostolorum wandernden Individuums vermutete, erschallte seine Aufforderung zum Mitfahren, und in der Regel begann dann ein längeres von lebhaften Deklamationen und Gesäßen begleitetes Feilschen. So konnte es natürlich nicht fehlen, daß schließlich unsere „Karosse“ außen und innen an gewaltigster Ueberfüllung laborirte, und wäre viel-

leicht wieder zufällig eine uniformirte obrigkeitliche Standesperson in oder bei unserer Kutsche gewesen, so hätte man dem oberflächlichen Augenscheine nach mit Zug und Recht glauben können, unsere buntzusammengewürfelte Gesellschaft stelle einen polizeilichen Schubtransport vor.

Mittag war es, als wir oberhalb Lugano's eintrafen und von dem Zwölfuhrgeläute der hier sehr zahlreichen „campaniles“ (Glockentürme) begrüßt wurden. Der überraschend großartige Anblick des in jeder Beziehung imposanten und wundervollen Gebirgs- und Seepanoramas ließ wie mit einem Zauberschlage die Beschwerden und Unannehmlichkeiten der Reise vergessen, meine Fahrt hatte somit ihr glückliches Ende erreicht.

Die Fliederzweige.

Eine einfache Geschichte von C. Dressler.

(1. Fortsetzung.)

Die schöne Schwägerin, eines jener Wesen, die nur aus Sonnenschein gewebt scheinen, alles um sich her verklären, und das Leben nur wie einen langen Frühlingstag genießen, belebte mit übersprudelnder Heiterkeit den Kreis leichtherziger, fröhlicher Menschen, meistens aus Künstlern bestehend, der sich gern im gastfreien Hause des Bruders versammelte. Er freilich saß oft düster wie eine Gewitterwolke unter der heitern Gesellschaft und mit leidenschaftlicher Angst glitt sein Auge über die ätherisch zarte Gestalt seines Weibes, über das lächelnde Gesicht, in denen auch kein Zug verriet, daß es Sorgen kenne, kennen wolle. Nein, die überließ sie ihm, dem Manne. Jene strahlenden, schwarzen Augen sahen wol noch niemals ängstlich in die Zukunft, sondern leuchteten in fast kindlicher Sorglosigkeit nur für die Gegenwart, während ihr Gatte ein Zusammenstürzen des glänzenden Scheinglücks täglich, stündlich erwartete. Und doch hatte er nicht die Kraft, die reizende junge Frau mit dem Geipenst der Not bekant zu machen, denn würde sie es ertragen, die geträumte Herrlichkeit in das hohle Nichts versinken zu sehen?

Bemerkte sie je, wie er mit unwölkter Stirn im heitern Freundeskreis verweilte, dann trat sie wol zu ihm heran, und flüchtig mit der weißen Hand über seine Stirn fahend, sagte sie nur scherzend:

„Warum so verdrießlich, bin ich dir zu heiter? Du wirst zu früh alt, lieber Mann! Laß mich mein Leben genießen! Und er vermochte es nicht, ihre strahlenden Augen zu trüben, aber sein sorgenvoller Blick glitt wie bittend zu Hedwig hinüber, zu ihr, dem jungen siebzehnjährigen Mädchen, deren ernstester Sinn sich der lustigen Umgebung ihrer schönen Schwägerin fern hielt und die an einem entlegenen Plätzchen der kleinen Gerta, seinem einzigen Kinde, halbleise Märchen erzählte, die zuweilen auch ein junger Maler, als dritter im Bunde, eifrig mit dem Bleistift illustrierte.

Wänte er sein kleines Mädchen in der Obhut seiner jungen Tante geborgen und wollte er stillschweigend ihren beständigen Schutz für das Kind ersuchen? Ach, wie bald sollten Hedwig jene stummen, bittenden Blicke, damals noch so verständnislos, klar werden.

Durch holdselige Anmut wie reiche Geistesgaben ausgestattet und besonders ein bedeutendes Talent für die Malerei entfaltend, war sie gerade im Begriff, in geeigneter Begleitung nach Italien zu gehen, um es dort weiter auszubilden, als jene Katastrophe in dem Hause ihres Bruders hereinbrach, deren Kommen er schon so lange vorhergesehen, und die nun durch die erschöpfte Geduld der durch Versprechungen bislang hingehaltenen, aber unbefriedigt gebliebenen Gläubiger herbeigeführt, Wolbehagen und Luxus fast in äußerste Entbehrung verwandelte.

Keinen Augenblick zögerte Hedwig, dem Bruder ihr Erbe zur Verfügung zu stellen, was sie um so leichter konnte, als er auf ausdrücklichen Wunsch der Mutter ihr zum Vormund bestimmt worden, und gab die Studienreise willig, wenn auch nicht leichten Herzens auf.

Mit siebzehn Jahren, die Seele voller Ideale und Liebe — jener junge talentvolle Maler, der mit dem Stift ihren Märchen so oft und nur allzugern folgte, ein Italiener, mit schwärmerischen dunklen Augen und beredtem Munde, hatte mit seinen stehenden Blicken voll süßlicher Glut die erste Liebe ihres jungen Herzens

geweckt, und mit ihm vereint wollte sie später unter dem blauen Himmel Italiens der Kunst und Liebe leben — was ist einem jungen Menschenkinde da gleichgültiger als der Mammon! Mehr als je dachte sie damals: „Geld ist Chimäre.“

So gab sie ihr Erbe dahin, natürlich nur für einige Zeit, wie der Bruder heilig versicherte, und jener junge Maler zog allein nach Italien, mit den Schwüren ewiger Liebe, aber mit dem geheimen Hintergedanken, daß, wo die Not einziehe, Kunst und Liebe fliehe, — und er mußte doch nun einmal von und in seiner Kunst leben.

Und Hedwig glaubte und vertraute, wie man es mit siebzehn Jahren tut, bis einige Monate später statt des spärlichen Briefblättchens eine kleine weiße Karte in ihre zitternde Hand gelegt wurde. Nur zwei Namen standen darauf, die ihres Verlobten und einer jungen Engländerin, welche sie im letzten Winter in gesellschaftlichen Kreisen kennen gelernt und deren Familie sie sich auf ihrer Kunstreise hatte anschließen wollen. — Da glaubte sie nicht mehr. Es war eben das Schicksal einer ersten Liebe, die ja so selten ihren holden Traum in Erfüllung gehen läßt; wie manches Herz aber findet beim Erwachen das Leben öde und leer auf ewig. Hedwig jedoch war eine gesunde, starke Natur. Schweigend warf sie die Karte ins Feuer, nam in echtem Mädchenstolze ihr schmerzrückendes Herz zusammen und weinte dem treulosen Manne keine Träne nach. Auch trat das Leben mit ersterer Mahnung noch an sie heran, ihr keine Zeit zu eitler Trauer lassend.

Die schöne Frau ihres Bruders, nur geschaffen für Freude und Sonnenschein, vermochte in den jetzt gebotenen beschränkten Verhältnissen nicht zu existiren. Vielleicht auch, daß ihre sehr zarte Gesundheit infolge der endlosen Aufregungen mannichfaltiger Vergnügungen, dem rastlosen Zagen nach Zerstreuungen unterlag; genug, sie kränkelte fortan beständig, dem gebeugten Manne das Leben schwerer noch machend mit ihren Launen, bis der Tod sie wenigen Monate nach dem Zusammenbrechen des luxuriösen Lebens erlöste.

Hedwig nam sich nun auf das Liebreichste der kleinen Gerta an, die zwar schon bei Lebzeiten der Mutter, welche nicht die Zeit fand, ihr einziges Kind zu erziehen, ihr eigentlich allein überlassen gewesen, und deren Anblick der Vater jetzt fast zu meiden schien, obwohl er sein Töchterchen stets mit voller Vaterliebe umfaßt. Die kleine Gerta aber hatte überraschende Aehnlichkeit mit der vergötterten Frau, und es war ein Gemisch voll Vorwürfe und qualvoller Sehnsucht, das dieselbe in ihm erregte, so daß ihm die Gegenwart des Kindes eher eine Pein, als zum Glück wurde. Doch noch hatte sich das Unglück nicht erschöpft. Ein Jar später wurde Hedwig auch ihres einzigen Beschützers beraubt; der Bruder fiel im Duell, das er in einer stets gereizten Stimmung wol mit Absicht herbeigeführt, one in seinem gewonten Leichtsinne an die traurigen Folgen zu denken, die es für seine Familie haben konnte. Seinem zehnjährigen Kinde blieb als einzige Stütze und Verwandte nur die achtzehnjährige Hedwig, die nun auch völlig mittellos, — der Bruder war bisher nicht in der Lage gewesen, die vorgestreckte Summe auch nur teilweise zurückzuerstatten, auch die Sorge für die Kleine mit auf ihre Schultern nemen mußte, wie sie es dem sterbenden Bruder versprochen.

Das war ein harter Schlag, doch Hedwig, ein mutiges,

energisches Mädchen, über ihr Alter verständig, deren ernster tüchtiger Charakter sich in den kommenden Tagen der Prüfung bewährte wie das Gold im Feuer, und doch wie schwer sollte ihr der Kampf ums Dasein werden!

Ihre liebsten Wünsche und Hoffnungen hatte sie dem Bruder geopfert und nun blieb ihr nicht einmal mehr der schwache Trost, sie später verwirklicht zu sehen, wußte sie doch nicht, wie sie die Mittel für die notwendigsten Lebensbedürfnisse beschaffen sollte, und sie wäre kein Mensch gewesen, hätte ihr dies Entfagen und Entbehren nicht manche heimliche Träne gekostet.

Nach längeren vergeblichen Bemühungen gelang es ihr, eine Stelle als Lehrerin in einem Pensionate zu erhalten, in welches Gerta gleichzeitig als Zögling eintrat. Auf diese Weise bekam sie nur so viel Gehalt, um für sie beide gerade die notwendigste Kleidung beschaffen zu können. Die wenige freie Zeit, die ihr blieb, benutzte sie, um Privatstunden zu geben und selbst noch einigen Unterricht zu nehmen. So blieb sie fünf Jahre im Institut, zu welcher Zeit Gertas Ausbildung beendet war. Dann suchte sie mit ihr ein Unterkommen in einer einfachen, rechtlichen Familie, und lebte nun teilweise vom Ertrage der Privatstunden, die ihr die Güte ihrer bisherigen Prinzipalin verschaffte, teils von dem Honorar, das ihr Illustrationen für Zeitschriften, Gedichtwerke u. s. w. einbrachten.

Ogleich vom Morgen bis Abend unermüdet tätig, um nur die nötigen Existenzmittel zu erschwingen, kamen doch recht häufig Augenblicke, wo sie den Wert des Geldes gar schmerzlich fühlte, zumal sie es nicht hatte.

Ihre schönsten Jugendjare verslogen so in Mühe und Arbeit, im Kampfe ums tägliche Brod. Alles, was in ihrer Seele von Idealen und Hoffnungen atmete, mußte sie verschließen, die Sehnsucht, ihrer Kunst ausschließlich leben zu können, energisch unterdrücken.

Es war gewiß ein schweres Dasein für diese junge, vom Genius geküßte Menschenseele, und fast ein Wunder, daß sie nicht in all dem Elend ganz erlahmte.

Gerta versuchte nun zwar nach ihrer Konfirmation, ihrer jungen Tante die Sorge für ihren beiderseitigen Unterhalt zu erleichtern. Sie besaß, was man einen offenen Kopf nennt, aber sonst kein ausgeprochenes Talent. Erzieherin wollte sie nicht werden, um mit der Nähmaschine zu arbeiten oder Stickereien anzufertigen, war ihre Gesundheit zu zart, eine Stelle in irgend einem Geschäfte anzunehmen, sie zu jung, so versiel sie auf die leichtere Beschäftigung des Blumenmachens und tat dies auch mit Grazie und Geschick, wenn auch nicht mit großer Vorliebe. Manchen Groschen lieferte sie in die kleine Haushaltskasse und ermöglichte es Hedwig, in den letzten Tagen etwas mehr für ihre Kunst zu tun.

Die Ausbildung in Italien freilich mußte für immer aufgegeben werden, doch erstrebte sie eine Fortsetzung ihrer Studien bei einem tüchtigen Professor der Reibenz. Manches gute Bild von ihrer Hand war in der Kunstausstellung erschienen, gelobt und bewundert, aber — nie gekauft worden. Es gab dort viele gute Bilder, es waren schlechte Zeiten, und wurden Gemälde gekauft, dann nur die berühmten Künstler, — von Hedwig Born wußte kein Mensch etwas, und sie hatte niemand, der für sie Klamme machte.

So lebten die beiden jungen Mädchen still und arbeitfam in dem großen Berlin wie in einer kleinen Welt für sich. Die Natur hatte beide so reich bedacht, aber in der großen Stadt beachtete sie kaum jemand, und doch wären sie in günstigeren Verhältnissen die Zierde des elegantesten Hauses gewesen. —

Hedwigs Träumen im Dämmerlicht wurde durch Gertas hastiges Eintreten unterbrochen, die atemlos auf einen Stuhl sank.

„Mein Gott, was ist dir?“ rief jene erschrocken, „und wie erhitzt du aussiehst!“

„Ich habe so etwas wie ein Abenteuer erlebt, Angst und schnelles Gehen brachten mich außer Atem.“

Doch auf Hedwigs besorgten fragenden Blick für sie lachend fort:

„Sei ruhig, Herz, es war nicht so schrecklich, ich bin nur solch ein Hakenfuß und schließlich endete es sogar gut. Nämlich als ich Madame Dürrards Haus verließ, wurde ich von zwei Herren verfolgt. Ich ging so rasch, wie möglich, hörte aber ihre Schritte immer gleich nahe hinter mir. Bei einer Wendung der Straße hielt der eine den andern zurück und ich vernahm, wie er sagte: „Laß sie doch gehen, du siehst ja, daß du dich geirrt hast.“ Worauf dieser erwiderte: „Nun, ihr Gesicht wenigstens muß ich erst sehen.“

Schon war er dicht an meiner Seite und versuchte, mir den Schleier anzuheben, den ich trampfhaft festhielt. Mir schwanden fast die Sinne vor Angst und Zorn. Die Straße war völlig menschenleer, da es stark regnete und ich sah vergeblich nach Hilfe umher. Da zum Glück bog ein Herr in die Straße ein, und meine Angst bemerkend, bot er mir mit einer Verbeugung seinen Schutz an, und bei seinem Erscheinen zogen sich meine Verfolger schleunigst zurück. Da er ein vornehm aussehender, nicht mehr so junger Herr war, vertraute ich ihm und bat ihn, mich zu einer Droßke zu füren. Nun kommt das gute Ende von der Geschichte; weißt du, wer mein Retter war? Der Professor unten in der Beletage, welcher neulich einzog und dessen Gemälde und sonstige Kunstwerke du von hier aus der Vogelperspektive bewunderdest. Bei Nennung seines Namens vollständig beruhigt, ließ ich mich dankbar von ihm nach Hause begleiten, als keine Droßke aufzutreiben war. Er nam sich meiner ganz väterlich an, und wir haben uns sehr gemüthlich unterhalten, denn er ist durchaus nicht so griesgrämig, wie ich mir einen gelehrten Professor vorgestellt habe, obgleich er augenscheinlich die Jugend hinter sich hat.“

„Also schon ältlich?“ warf Hedwig ein. „Ich sah ihn einige Male aus dem Hause gehen, aber sein Gang kam mir noch recht elastisch und seine Gestalt jugendlich vor.“

„Nun, er hat auch noch keine grauen Haare und trägt ebenso wenig eine Brille, aber er scheint mir 36—40 Jar alt zu sein, das nenne ich nicht mehr jung.“

„Nun ja, im Vergleich zu deinen siebzehn gebe ich es zu. In meinen Augen gibt es vor dreißig Jahren keinen rechten Mann.“

„Bitte, bist du denn so viel älter als ich?“

„Ja, Kleine, volle sieben Jare. Ich bin jetzt 24. Das beste Stück meiner Jugend liegt hinter mir.“

„O Hedwig, nein! Du bist ja tausendmal hübscher als ich und viel klüger und besser. Du wirst deine Jugend noch genießen und recht glücklich werden, sonst gäbe es ja keine Gerechtigkeit.“ erwiderte Gerta eifrig mit einer zärtlichen Umarmung. „Uebrigens,“ für sie schelmisch fort, „wenn du den Professor noch für jung hältst, so denkst er wahrscheinlich, du wärest eine Matrone. Er machte mir nämlich einen leisen Vorwurf wegen meines Ausgehens allein in der Abendstunde und meinte, meine Angehörigen sollten das nicht leiden. Worauf ich ihm dann sagte, daß ich nur eine Tante in der weiten Welt besäße, die nicht immer die Zeit habe, mich zu begleiten; und gerade wollte ich hinzufügen, daß sie mir erst recht keinen Schutz böte, da sie selbst jung und viel hübscher wäre als ich, da waren wir schon am Hause angelangt, und ich hielt es für schicklich, mich nun schnell dankend zu empfehlen.“

„Das war gut,“ verzogte Hedwig. „Die Welt, ohne Kenntnis der Verhältnisse, denkt leicht Nachteiliges von zwei allein stehenden Mädchen, so unbegründet es auch in bezug auf uns ist. Wie bin ich dem freundlichen Professor dankbar, daß er sich deiner annam; du sollst auch nicht wieder allein um diese Zeit ausgehen, mein Liebling,“ setzte sie mit einem Blick zärtlicher Sorge hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Poetische Lehrenlese.

Einst und Jetzt.

„Möchte wieder in die Gegend,
Wo ich einst so selig war,
Wo ich lebte, wo ich träumte
Meiner Jugend schönstes Jar!“

Also sehnt' ich in der Ferne
Nach der Heimat mich zurück,
Während, in der alten Gegend
Fände sich das alte Glück.

Endlich war mir nun beschieden
Wiederkehr ins traute Tal;
Doch es ist dem Heimgesetzten
Nicht zumut wie dazumal.

Wie man grüßet alte Freunde,
Grüß' ich manchen lieben Ort;
Doch im Herzen wird so schwer mir,
Denn mein Liebstes ist ja fort.

Zimmer schleicht sich noch der Pfad hin
Durch das dunkle Waldrevier;
Doch er fñrt die Mutter abends
Nimmermehr entgegen mir.

Mögen deine Grüße rauschen
 Vom Gestein, du trauerer Bach;
 Doch der Freund ist mir verloren,
 Der in dein Gemurmel sprach.

Blumen fort und Nachtigallen,
 Und das gute Mädchen auch!
 Meine Jugend fort mit ihnen,
 Alles wie ein Frühlingshauch!

Baum, wo sind die Nachtigallen,
 Die hier sangen einst so süß?
 Und wo, Wiese, deine Blumen,
 Die mir Rosa sinnend wies? —

Nikolaus Lenau.

Oesterreich und das „bische Herzegowina“.

(Zu die Illustration Festung Brandut in Bosnien.)

Von manchem Strauß könnte sie uns erzählen die alte, auf unserm Bilde sichtbare Festung Brandut, der hier gegen die europäische Türkenherrschaft ausgefochten wurde und von manchem Ansturm, den sie unerschütterlich zurückgeschlagen. Jetzt freilich sind ihre Mauern zerfallen, zerbröckelt allmählich — wie auch die Herrschaft des Halbmonds in Europa. Aber immer noch umgibt sie die alte Gebirgsromantik, rauschen an ihr vorbei die Wogen der Save zueinander, und immer noch ist der alte Kampf zwischen den Völkern nicht erloschen, der seit Jahrhunderten um den Besitz dieser Landschaften, wie endgiltig um den „Schlüssel“ zu Asien, dem schönen und gewaltigen Konstantinopel, entbrannt ist. War es nun früher vornehmlich Deutschland, das die Türkei in ihrem Vormarsch gen Europa aufhielt, so hat in neuerer und neuester Zeit Rußland diese „Kulturmission“ übernommen, und der letzte russisch-türkische Krieg, der lediglich, d. h. wie man vorgegab, von dem nordischen Bären geführt wurde, um „die armen unterdrückten Christen von der grausamen mohamedanischen Herrschaft zu befreien“, ist noch zu lebhaft in aller Gedächtnis, als daß man darob viel Worte zu verlieren nötig hätte. Damals hat denn die Diplomatie der europäischen Großmächte auf dem Berliner Kongreß die orientalische Frage, auch wie man der Welt glauben machte, zu aller, d. h. der Christen Zufriedenheit gelöst und das „bische Herzegowina“ des tonangebenden europäischen Staatsmannes mit noch verschiedenen andern den Frieden Europas stützenden Faktoren zur Ruhe gebracht. Skeptiker und die ewig Unzufriedenen behaupteten zwar demgegenüber das Gegenteil, indem sie meinten, die orientalische Frage sei nur vertagt worden, um über kurz oder lang der Diplomatie wie den Völkern wieder arges Kopfzerbrechen zu verursachen, aber sie waren in der Minderheit und was noch schwerer wiegt, nicht tonangebend. Und so wurde denn die „Selbständigkeit“ der Balkanvölker anerkannt, das Fürstentum Bulgarien installiert und dem zerbröckelnden Kaiserreich an der Donau, jedenfalls wider den Willen Rußlands, die Pflegschaft — wie sich der mit mehr Eifer als Geschick neuerdings die Kriegstrophenteutende russische General Stobeleff ausdrückt — über Bosnien und die Herzegowina übertragen. In letzteren Landschaften wollte der mehr fidele Sinn als Kenner von diesen zeigende Graf Anraksh mit einer Kompanie Soldaten und einer Musikbande einziehen und damit sich die Herzen aller „befreiten Brüder“ im Sturme erobern. Die Flintenschüsse der letzteren waren die vorläufige Antwort. —

Die Bulgaren haben ihren Staatsstreich und werden wol auch sonst Gelegenheit genug gehabt haben, um Vergleiche zwischen der früheren türkischen und der jetzigen Wirtschaft des von Rußland gestützten Fürsten Alexander Battenberg anzustellen. Das interessanteste ist jedenfalls, daß das „bische Herzegowina“ seit letztem Herbst wiederum auf der europäischen Tagesordnung steht und daß die österreichische Mission, Kultur nach dem Osten zu tragen, auf dem Punkt angekommen ist, um von den hartköpfigen, für dergleichen Kultivierung wenig Verständnis zeigenden Bosniaten und Herzegowinern vereitelt zu werden. Denn wiederum ist ein Aufstand unter diesen wilden Söhnen der Berge ausgebrochen, der solche Dimensionen angenommen hat, daß man in Wien nicht nur deshalb die Delegationen zur Bewilligung einer außerordentlichen Kriegsausgabe von 8 Millionen Gulden zusammenberufen, sondern auch eine ganz bedeutende Truppenmacht nach den insurgierten Distrikten senden mußte.

Der Aufstand nahm seinen Anfang in der Krivosje, einem zu Dalmatien gehörigen, an den Meerbusen von Cattaro, im Osten an Montenegro grenzenden Bergland, das 5000 Seelen zält. Nicht lange dauerte es, so hatten sich auch die Bewohner des Berglandes der angrenzenden Herzegowina den Aufständischen angeschlossen und schließlich folgten auch einige Gegenden von Bosnien nach. Anfangs hieß es offiziös, die Aufständischen seien Räuber, die ihre Vieh- und sonstigen Diebstahle ausfüren, und man suchte mit dieser Ausflucht die mißgestimmten Gemüter zu beschwichtigen.

Als man jedoch nicht mehr läugnen konnte, daß die ganze Gebirgsgegend von der montenegrinischen Grenze bis Fotscha und unweit Mostar rebellirte, rückten denn auch verschiedene Leute mit der Sprache heraus über die Ausübung der Kulturmission der Oesterreicher in den okkupirten Provinzen. „Höheren“ Orts meinte man nun, das neue Restitutionsgesetz sei schuld. Andererseits ist man jedoch der Ansicht, die gesamte Art der Verwaltung und der Regierung habe den Aufstand angezettelt.

Die hier in Frage kommenden Provinzen werden als ein schon durch ihren Wasserreichtum besonders sich für den Ackerbau eignendes

und fruchtbares Land geschildert. Außerdem sind sie reich an Naturschönheiten. Es wären also schon Bedingungen vorhanden, um den Wohlstand und damit geordnete Verhältnisse zu fördern. Die türkische Verwaltung soll dies nun nicht nur nicht getan haben, sie soll durch ihre Mißwirtschaft im Gegenteil noch mehr den wirtschaftlichen Ruin gefördert haben. Deswegen jagte man die Moslems hinaus und betraute die Oesterreicher mit der wichtigen Aufgabe, diese Länderstriche zu pflegen. Oesterreichs politische und wirtschaftliche Verfassung wäre nun aber schon Grund genug gewesen, um seine leitenden Kreise von solch einer Mission fern zu halten, und so gewinnt es fast den Anschein, als hätten die Weisen vom Berliner Kongreß den Teufel mit Beelzebub austreiben wollen.

Genug, 1) langte die andrassy'sche eine Kompanie mit der Musikbande nicht und die Besitzergreifung resp. Okkupation kostete 150 Millionen Gulden; 2) blieben die Agrarverhältnisse, welche früher zur Rebellion gegen die türkische Herrschaft gezwungen, dieselben; 3) war die Rechtspflege sehr mangelhaft; 4) vermeheten sich die Steuern derart, daß sie für die unglücklichen Bewohner unerschwinglich wurden; 5) überschritt mit dem Wehrgesetz die österreichische Regierung die ihr vom Berliner Kongreß eingeräumten Rechte u. s. w. Summa summarum war es eben unter der „Pflege“ der Madame Austria in diesen Ländern eher schlechter wie besser geworden. Das wird von vielen nachgewiesen und selbst österreichische Minister gestanden ihre in diesem Punkte verübten Sünden.

So bestand die „Agrar-Reform“ darin, daß man ein türkisches Agrargesetz wieder einfürte. Dabei wurden die türkischen Grundbesitzer in jeder Weise bevorzugt und gerade denjenigen unter ihnen, welche selbst von der mohamedanischen Bevölkerung verachtet wurden, großer Einfluß auf die Regierung gestattet. Das drittel oder viertel, das der Bauer an den „Herren“ zu bezahlen hatte, wurde mit größerer Strenge wie früher, oft selbst durch Militärgewalt eingetrieben. Die Last für den Bauern wurde auch noch dadurch vergrößert, daß der Zehent für den Staat in 27 Kreisen des Landes in barem Gelde und nur in 20 in natura eingezogen wurde und zwar in einer Zeit, wo das Getreide schwer oder doch nur mit Verlust verkauft werden konnte. Ebenso wurden durch die Regulierung der Einkommensteuer vom Werte der Grundstücke und Häuser, der Hauszinssteuer und anderer Abgaben, wie beispielsweise der schon unter der Herrschaft der Türken verhafteten Steuer auf Kleinvieh — von jedem Schaf oder Ziege 2, von jedem Schwein 4 Pfaster — die bäuerlichen Pächter noch mehr belastet, weil die Grundherren diese Abgaben von den letzteren bezahlen ließen. Dazu kommen noch die städtischen Steuern, welche zur Zeit der Türken gar nicht erlitten, die Viehsteuern, Wegmauthen, Erwerbsteuer, Verzehrsteuer für Zucker und Getränke, das Salz- und Tabakmonopol nach österreichischen Normen. Die Verwaltung der Landesteile kostete eben 6 Millionen und diese sollten durch Steuern gedeckt werden. Man trieb daher die Steuern streng ein, ohne Rücksicht auf die durch die frühere mangelhafte Verwaltung und durch Aufstände und Kriege zerrütteten Verhältnisse. Konten die Leute nicht zahlen, so trieb man ihnen das Vieh weg und versteigerte die Häuser. So sollen jetzt allein im Kreise Mostar 150 Lizitationen ausgeschrieben sein.

Daß unter solchen Verhältnissen von einem Wohlfinden unter den Einwohnern der Herzegowina und Bosnien keine Rede sein kann, ist klar. Wer daher konnte, wanderte aus, wer dazu nicht fähig war, schloß sich den Räuberbanden im Gebirge an. In Mostar, der Hauptstadt der Herzegowina, sollen fast allein 900 Auswanderungsgesuche vorliegen. Die von der sozialen Misere betroffenen, ganz gleich ob Mohamedaner oder Christen, sehnen sich nach dem türkischen Regiment zurück und wandern auch nach der Türkei aus, wenn irgend möglich. Hätte sich daher Oesterreich die Sympathien der Bevölkerung erwerben wollen, so hätte es den Wohlstand heben, das Verkehrswesen fördern müssen. Dazu wäre aber eine Zuführung von Geldmitteln nötig gewesen, die dort nicht vorhanden sind und die aber leider — zu solchen Zwecken — auch in dem nach außen glänzenden Kaiserstaate fehlen.

Da eine absolute Beamtenherrschaft sämtliche Angelegenheiten regelte, so konnten etwaige Beschwerden und Klagen nicht zum Ausdruck kommen und so wurden denn auch höchstens Jubiläumsgesandtschaften nach Wien erlaubt. An Stelle der wenn auch nicht besonders guten, aber doch schnellen türkischen Rechtspflege war eine endlose Vielschreiberei getreten.

Ordentliche Advokaten gab oder duldete man nicht, nur in Serajewo wurde ein abgebrannter serbischer Theaterdirektor als Advokat eingeführt. Kurz, in allen möglichen Einrichtungen wurden die größten Fehler gemacht und auf die Verhältnisse und Gewohnheiten des Landes gar keine Rücksicht genommen. Und als nun schließlich noch im Oktober

vorigen Jahres das österreichische Wehrgesetz publiziert wurde, welches zu den vielen Steuern noch dem armen, bezahllosen Bauern seine zur Existenz nötigen Hände zum Zweck des Wasserdienstes wegnehmen wollte, brach der Aufstand los. Dazu bestimmte dieses Gesetz nicht nur die Schaffung einer Landesverteidigung, sondern eine Aushebung von Mannschaften zur Verteidigung des gesamten Kaiserstaats. Hatten nun dies schon die Bewohner insofern als einen Eingriff in ihre vom „Berliner Vertrag“ garantierten Rechte bezeichnet, indem die militärische Aushebung erst dieses Frühjahr stattfinden durfte, so hatte ein Zeitungs-korrespondent auch andererseits nicht unrecht, wenn er sagte, daß sich Oesterreich einer „staats- und völkerrechtlichen Erschleichung“ schuldig mache, wenn es für sich dort Soldaten aushebe, indem es dort nicht souverän, sondern nur interimistischer Besizer sei. Nun, die an Kampf gewöhnten Söhne der Berge haben in ihrer Art auf all dies geantwortet und sollen — die Angaben sind verschieden — über 6000 Bewaffnete verfügen. Um sie zu bezwingen wird nach Angabe von mit den dortigen Verhältnissen vertrauten Männern eine Armee von 60 000 Soldaten mit Flinten und Kanonen nötig sein. 26 000 Mann mit 56 Kanonen waren schon vor 14 Tagen dort, Gefechte finden sie und da statt und ist auch, falls sich nicht andere Mächte hineinmischen, die schließliche Unterwerfung sicher, so wird doch der Kampf in den schwierigen Gebirgsgegenden immerhin verhältnismäßig langwierig und blutig sein.

Aber gerade die Einmischung anderer Faktoren ist eben das wichtigste und unter Umständen für das alte Oesterreich verhängnisvollste. Man fürchtet, trotz der Ablenkungsversuche seitens des österreichischen Ministeriums doch joviell Symptome an, die es nur allzu wahrscheinlich erscheinen lassen, daß Rußland seine unfaubre Hand mit im Spiele hat. Dieses ist, wie nur zu bekannt, seit langem darauf ausgegangen, sich durch den Besitz von Konstantinopel die Welt Herrschaft zu erschließen und ist jetzt im Innern durch den Nihilismus so zerfressen und unterwühlt, daß es sich nur durch große Triumphe nach außen hin seine faule Existenz noch auf eine Galgenfrist retten kann. Es wird also jetzt darauf bedacht sein, sich die Herrschaft über Gebiete anzueignen, nach denen es schon im letzten Kriege gegen die Türkei lechzte, die es aber schließlich infolge der Beschlüsse des „Berliner Kongresses“ nicht erhielt. Daß dem so ist, könnte man schon mit Sicherheit annehmen, auch wenn der Bramarbas Stobeleff seine deutschen-hexerischen Reden neuerdings nicht gehalten hätte. Nun kommt aber noch hinzu, daß Führer der Aufständischen mit viel Geld versehen sind, daß man kürzlich nach einem für die Insurgenten mit einer Niederlage endenden Gefecht deren Kasse mit 9000 Gulden erbeutete, unter welchen sich neben 14 Imperials 195 20-Frks.-Stücke und gegen 1000 Rubel vorfinden. Außerdem treiben sich in den Balkanländern joviell russische Agenten herum und äußern diese ihre russenfreundliche Meinung so ungeniert, als ob sie schon den ganzen Landstrich in die weiten Taschen der russischen Regierung gesteckt hätten. Nur ein Beispiel.

In Montenegro hatte ein Serbe, der Redakteur des Amtsblattes ist, für den 1. Jan. d. J. das Erscheinen eines „unabhängigen“ Blattes angekündigt und auch die erste Nr. davon herausgegeben. Diese wimmelte von Angriffen gegen Oesterreich und deshalb wurde denn das ganze Unternehmen auf Intervention Oesterreichs dadurch unmöglich gemacht, daß der Regierungsdrucker zu Cetinje, der einzigen die es dort gibt, der Druck desselben verboten wurde. Der Redakteur bleibt aber in seiner amtssblattlichen Stellung, und man behauptet, daß er dieses Unternehmen nur hätte mit russischem Gelde fertig bringen können.

Mag dem nun sein wie ihm wolle, jedenfalls kommt Rußland diese ganze Affaire sehr gelegen und es wird schließlich ebenso bereitwillig die „unterdrückten Länder“ vom österreichischen wie einst vom türkischen Joche „befreien“. Die „Orientfrage“ ist mit dieser Insurrektion wieder auf der Tagesordnung und die Dinge zeigen dem Unbefangenen nur zu deutlich, daß Säbel und Kanonen nicht die einzigen Instrumente zu ihrer Lösung sind. Komisch muß es aber auf alle Fälle wirken, wenn das gegen den Moslem von sittlicher Entrüstung übertriebene Europa jetzt noch eine schlimmere Mißwirtschaft auf der Balkanhalbinsel eingeführt hat wie die Türkei, über die es vor kurzem noch zu Gericht saß. Und damit das Maß der Ironie voll werde, hat die letztere noch einen Grenz-Kordon aufgestellt, um Zuzüge zu den Insurgenten aus Albanien und Kovibazar zu verhüten. Türkischer Schutz für das arme bedrängte Oesterreich, so muß es kommen! —

Angeichts der Wichtigkeit dieser Frage werden unsere Leser wol verzeihen, daß wir gelegentlich der Besprechung unserer Illustration diesen Streifzug vorgenommen. Das Bild selbst wie die Geschichte, die sich an den auf ihm dargestellten Stoff knüpft, drängt aber dazu. Vorzüglich ausgeführt, mag es auch ungefähr einen Begriff geben von den oben kurz erwähnten Naturschönheiten Bosniens. Der Maler, Karl Ebert, ist ein Stuttgarter, am 28. März 1821 geboren, und hat sich namentlich durch Darstellung von Szenerien aus dem deutschen Walde

ausgezeichnet. Er lebt in München und ist mit einem Gemälde beschäftigt, das gleichfalls eine Szene aus Bosnien darstellt. Eine Reise in dieses interessante Ländchen ist die Veranlassung zu diesen Arbeiten. —
Fr. Art.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Elektrische Beleuchtung in Berlin und in Kleinstädten. Der Potsdamer Platz in Berlin und ein Teil der Leipzigerstraße bis zur Wilhelmstraße werden mit elektrischer Beleuchtung ausgestattet. Ob dieselbe binnen kurzer Zeit in großen Städten ganz die Gasbeleuchtung von den Straßen verdrängen wird, bleibt fraglich, weil dadurch die gewaltigen Kapitalien, welche in Gasanstalten, Gasleitungen und was sonst noch dazu gehört, stecken, zum allergrößten Teile einfach und mit einem Hiebe totgeschlagen würden — eine Grausamkeit, die man wol nicht so leicht erlauben wird; in allen Kleinstädten aber, die es bisher noch nicht einmal zur Gasbeleuchtung gebracht haben, würden die lichtfreundlichen Gemeindeglieder gut tun, sich die Frage vorzulegen, ob es nicht für ihr Städtchen ehrenvoll und praktisch zugleich wäre, wenn statt der mehr und mehr auf überwundenem Standpunkte zurückbleibenden Gasbeleuchtung das zukunftsichere elektrische Licht die des letzten Drittels vom ersünderischen Jahrhundert unwürdige Delfinzul schleunigst ablöste — zumal die elektrische Beleuchtung nicht nur unvergleichlich besser, sondern auch billiger zu unterhalten und desgleichen einzurichten ist, als Gasbeleuchtung.

Samariterschulen richtet der berühmte Chirurg Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Esmarck in Kiel ein. Prof. Esmarck tut das, um seiner Pflicht als Mitglied des Vereins vom roten Kreuze und als Ehrenmitglied der englischen Johanniterritter zu genügen, welche letzteren seit 1877 unter dem Beistande der angesehensten englischen Aerzte überall in England solche Samariterschulen eingerichtet und bereits 30 000 Männer und Frauen zu der jetzt sogenannten samaritischen Hilfeleistung ausgebildet haben. Zweck derselben ist, bei Fällen plötzlicher Verwundung und Körperbeschädigung die nötige, dem jeweiligen Stande der Heilwissenschaft entsprechende Hilfe zu leisten, bis der Arzt zu erscheinen imstande ist, eine Hilfe, die nicht nur inmitten des Massenjamers auf Schlachtfeldern, sondern auch gegenüber den zahlreichen Unglücksfällen des gewöhnlichen Lebens überreichen Erfolg und Dank zu erzielen vermag.

Ratgeber für Gesundheitspflege.

Limnan. A. R. Gegen den Stodschuppen genannten chronischen Katzenarrth werden Einpirzungen von Aunthionid oder Eisenrinneabschabung angewendet. Ist der zur Absonderung gelangende Saft sehr überreichend, so spritzt man Chloretallösung (60,0:300,0 Wasser) ein. Bier mit glühendem Eisen zu erwärmen ist zwar an sich nicht gesundheitsschädlich, aber aus Reinlichkeitsgründen und, weil der Geschmack des Bieres darunter leiden muß, nicht zu empfehlen.

Gegebenheit. A. R. Schreiben Sie gegen Ihren Bandwurm, wenn Sie sich sonst gesund und kräftig fühlen, folgendermaßen ein: acht Tage lang trinken Sie jeden Morgen 1—2 Gläser siedehaltiger Witterwasser, nach Verlauf dieser acht Tage nehmen Sie nächsten viermal nach je einer halbstündigen Pause 2—4 Gramm der in jeder Apotheke käuflichen Kamala in etwas Zitronenlimonade. Bewirken die Pulver bis spätestens eine Stunde nach dem Einnehmen des letzten keinen Stuhl, so müssen Sie noch einige Gläser Witterwasser trinken. Eine andre gleichfalls zu empfehlende Kur besteht darin, daß Sie sich einen Tag lang nur an stark gelagerte Nahrung halten und am folgenden Tage 3 Gramm gepulverte Schilddarmwurzel mit 60 Gramm Branntwurzweingeist in $\frac{1}{2}$ Liter Wasser abgelocht und zwar so, daß sie 3 mal $\frac{1}{2}$ dieser Abkochung in beliebigen, nur nicht zu kurzen Zwischenträumen und dazwischen sowohl, als danach einige Pöfel Meismehl einnehmen. Geht der Bandwurm in Stücken und nicht in Klumpen ab, so dürfen die Stücke nicht abgerissen werden, sondern müssen durch Pressen des Bauches in möglicher Länge herausgeholt werden. Um des Bandwurms Lebig zu sein, muß man den sogenannten Kopf desselben losgeworden sein, der sich in der Dicke eines Strohnabelkopfes an sechsdünnem Gliede hängend präsentiert. Kommt dieser Kopf nicht zum Vorschein, so muß noch durch lauwarme Milchschlitzere nachgeholfen werden. Von dem Verlauf der Kur wollen Sie uns Nachricht geben.

Redaktionskorrespondenz.

Berlin. Amicus D.—namu—niemü. Unser Kompliment ob des schönen Namens, den Sie sich gewählt haben, zuvor! Sie schreiben: „Meine liebe Raie Welt!“ Gott ist ein Geist! Und zwar ein guter Geist! Und ein guter Geist ist ein liebender Geist, und ein liebender Geist ist ein Serligelitsgeist, und ein Serligelits Geist ist ein lieblicher Geist und ein geistlicher Leib ist ein leib- oder lieblicher Geist! Gott ist die Weltseele! Eine Seele ist ein geistlicher Leib oder ein leiblicher Geist oder ein lieblicher Geist! Ich treue mich herzimmerlich über die Belehrung „Israels“ in der „Raie Welt“ nur mit der „Auserhebung“ des „Fleisches“ (Kritikentum) schäme er noch, die verlangte „Kohorten“ (In Religion der Zukunft) ist schon gemacht“ u. s. w. über vier Briefseiten hin. Wir hatten diese Ihre Korrespondenz unsem ärztlichen Ratgeber zur Verantwortung übergeben, derselbe gab sie uns aber zurück mit der Verherrschung, wie Ihnen noch zu raten und zu helfen sei, — das wiße er freilich nicht.

Möln. Tuchmacher S. Etwas verspätet, aber darum nicht minder freundlichen Dank für Ihre freundlichen Schreiben. Daß wir in Zukunft iparamer mit Todesangeigen sein können, die Mitarbeiter der R. W. betreffen, wünschen wir selber auf das lebhafteste. Insbesondere erwacht unsere Sympathie, daß Ihnen der Tod unseres Rothberg-Linderer so zu Herzen gegangen ist.

Kappel bei Chemnitz. Schriftfeger G. R. Wenn die uns eingesandten Gedichte in Inhalt und Form ganz Ihr Eigen sind, so besitzen Sie ein bedeutendes poetisches Talent, das der Pflege sehr wol wert ist und vor der Öffentlichkeit sich nicht zu scheuen braucht. Wir werden eines davon wahrscheinlich schon in nächster Zeit abdrucken.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fort.) — Die Berufstätigkeit der Juden in Deutschland und Rußland. Von C. Lübeck. (Schluß.) — Meine erste Gotthardfahrt. Reiseftizze von Carl Stiehler. (Schluß.) — Die Hieberzweige. Eine einfache Geschichte. Von C. Dreßler. (Fort.) — Poetische Aehrenlese. Einst und Jetzt, von Nikolaus Venau. — Oesterreich und das „bischen Herzegowina“. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Elektrische Beleuchtung in Berlin und in Kleinstädten. Samariterschulen. Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart.

Druck und Verlag von J. H. W. Dieß in Stuttgart.